

Neue Monatshefte

für

Dichtkunst und Kritik.

Neue Monatshefte

für

Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben

von

Oscar Glumenthal.

Fünfter Band.



Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1877.

1917: 1381



4365



010320



80

Mitarbeiter des fünften Bandes.

August Becker. S. 97.

Karl Blind. S. 154.

M. G. Conrad. S. 146.

Julius Duboc. S. 141, 426.

Marie v. Ebner-Eschenbach. S. 76, 280.

Emanuel Geibel. S. 53.

Otto Struß. S. 280.

f. Grieben. S. 273.

f. Groß. S. 164, 346, 483.

Ludwig Habicht. S. 421.

Ed. v. Hartmann. S. 352.

May Heintzel. S. 121.

J. Heller. S. 70, 123, 263, 334.

f. M. Herzel. S. 87.

Hans Herrig. S. 473, 490.

May Hornoth. S. 137.

Wilh. Jordan. S. 65.

f. Katscher. S. 432.

Hieronymus Korm. S. 236.

f. Kolbessen. S. 87.

Jauß Pöckler. S. 42.

Sottlieb Ritter. S. 78, 245.

Emil Rittershaus. S. 113.

P. R. Rosegger. S. 130.

Johannes Scherr. S. 58, 115, 240, 307.

Erwin Schlieben. S. 1, 443.

Adolf Strodtmann. S. 177, 307.

Emil Taubert. S. 208.

Hans Wachenhusen. S. 233.

Ernst Wichert. S. 294.

Inhalts-Verzeichniss.

Dramatisches.

	Seite
Friedrich Galm: Zwei dramatische Fragmente. Mitgetheilt von Faust Pachter	42
Ernst Wichert: Die gnädige Frau von Parey	294

Novellistisches.

Erwin Schlieben: Hylas	1
August Becker: Stumme Liebe	97
Otto Girndt: Der Mond von Chantilly	280
Marie v. Ebner-Eschenbach: Nach dem Tode	361
Erwin Schlieben: Eine Engel-Ehe	443

Episches.

Emil Taubert: Ein Mutterberg	208
--	-----

Lyrisches.

Emanuel Geibel: Distichen	53
Bernardino Zendrini: Mein Dante	55
Emil Rittershaus: Zwei Gedichte an Ferdinand Freiligrath	113
Max Heinzel: Gedichte	121

Vermischte Aufsätze.

Johannes Scherr: Literaturbriefe	58. 115. 240.	307
Wilhelm Jordan: Zur deutschen Verstkunst		65
Marie v. Ebner-Eschenbach: Aphorismen		76
Gottlieb Ritter: Eine dramatische Idylle		78
S. Keller: Pantheismus und Poesie		123
P. K. Hofegger: Die Grazer Poeten-Colonie		130
Briefe von Charles Dickens an H. C. Andersen		134
Max Forwig: Englisch-Deutsch. Ein Sprachbild aus den Vereinigten Staaten		137
Julius Duboc: Zur Charakteristik A. Feuerbach's		141
Dr. G. Conrad: Castelar über Puschkin		146

	Seite
Karl Blind: Der altgermanische Sonnendienst in England	154
Adolf Strodtmann: Neues von und über Ferdinand Freiligrath	177
Hans Wachenhusen: Seufzer eines Romanschriftstellers	233
Hieronymus Lorm: Literarische Frühlings-Lüstung	236
Gottlieb Ritter: Sardou's neueste Komödie	245
F. Grieben: Todtentänze	273
Adolf Strodtmann: Aus Heine's Studentenzei ^t	307
H. Heller: S. H. Rosenthal	334
F. Groß: Shakespeare in einem italienischen Spiegel	346
Ed. v. Hartmann: Ein platonisches Gespräch	352
Briefe von Zeitgenossen an H. C. Andersen	410
Ludwig Habicht: Goethe als Erzieher	421
Julius Duboc: Im Spiegel der Zukunft	426
Leopold Katscher: F. Duloz und seine Zeitschrift	432
Hans Herrig: Firdusi in deutschem Gewand	473
F. Groß: Veseifrüchte	483
D. S. Seemann: Zur Philosophie des Unbewußten	486

Kritiken.

S. Heller: Gustav Freitag's „Ähnen“-Probe	70
F. Votheissen: F. Hiller's Briefe an eine Ungenannte	87
L. M. Herzog: Auerbach und Benau	87
Oscar Blumenthal: Ein Schimpflexicon	164
Oscar Blumenthal: Münzberger's literarische Herzenssachen	164
Oscar Blumenthal: Der Häckelismus in Versen	164
F. Groß: Bojena	164
S. Heller: Der getaufte Prometheus	263

The title page is framed by a highly decorative Art Nouveau border. The border features a central oval medallion with a floral and geometric pattern, surrounded by intricate scrollwork, leaves, and floral motifs. The entire design is symmetrical and detailed, with a central floral element at the top and bottom. The text is centered within the oval frame.

1877.

Neue Monatshefte
für
Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben
von

Oscar Glumenthal.

V. Band. Heft 1.

Leipzig,
Ernst Julius Gönther.

1877.

Inhalt.

	Seite
Sybas. Novelle von Erwin Schlieben	1
Zwei dramatische Fragmente von Friedrich Halm. Mitgetheilt von Faust Bachler	42
Distichen. Von Emanuel Geibel	53
Mein Dante. Nach Bernardino Zendrini von B. J.	55
Literaturbriefe. Von Johannes Scherr	58
Der deutschen Verskunst. Von Wilhelm Jordan	65
Gustav Freytag's „Ahnen“-Probe. Von E. Heller	70
Aphorismen. Von Marie von Ebner-Eschenbach	76
Eine dramatische Idylle. Von Gottlieb Ritter	78
Kritische Rundblicke	87
Griese an eine Ungenannte. Von F. Votheissen.	
Auerbach und Cenan. Von L. W. Herzog.	
Miscellen.	

Die „Neuen Monatshefte“ erscheinen regelmäßig am Ende jedes Monats
im Umfang von mindestens 6 Bogen 8^{er} eleg. geh.

Der Jahrgang besteht aus 2 Bänden zu je 6 Heften.

Preis pro Band 6 Mark; pro Quartal 3 Mark; pro Heft 1 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Hylas.

Novelle

von Erwin Schlieben.

Im verwichenen Sommer führte mich das Ungefähr einer Reise nach der alten Univeritäts- und Handelsstadt, wo ich einen Theil meiner Jugend und einige Semester meiner akademischen Zeit verlebte habe. Man hatte soeben ein dreitägiges Sängersfest gefeiert, und an den Fenstern verglommen die Lichtkämpfe und Lampen einer allgemeinen Stadtbefeuchtung. Das Fest drängte sich während der letzten Stunden in die Gärten um den Schloßweiher zusammen, wo man den Wettstreit der Gesänge mit buntem Feuerwerk beschloß. Ich fühlte mich nach einer langen heißen Fahrt nicht frisch genug, um mich noch am späten Abend in das Festgewühl zu mischen; doch versagte ich mir nicht, den Schluß des Festes von einem behaglichen Winkel aus zu genießen. Zu diesem Zwecke besuchte ich ein vielgenanntes Kaffeehaus, dessen Balkone über dem Weiher hängen und wo die Gondeln am häufigsten anlegen.

Die Gärten spiegelten sich mit ihren Gasflammen und bunten Papierlampen in dem Gewässer wie vor Jahren; das Feuerwerk, das man abbrannte, erschien zugleich in der Höhe und in der Tiefe und verwandelte für Augenblicke das Wasser 'in Blut. Die sommerlichen Gewänder lustwandelnder Damen schimmerten aus dem erleuchteten Grün der Gärten, und zierliche Gondeln mit tichernden Mädchen flossen über den blühenden Wasserpiegel. Bisweilen brauste noch ein Männerchor durch die Nacht und die Tenore klangen etwas heiser; sonst aber war es stille zum Einschlafen.

Von den Personen, die an der Steintreppe landeten und flüchtig eine Schale Eis nahmen, kannte ich Niemand. Zu lange Zeit war hin, seit ich hier gewesen, und die guten offenen Gesichter, die ich lieb gehabt, hatten sich längst hinter große Bärte verkrochen. Möglich, daß Einer an mir vorüberstreifte, mit dem ich einen Becher getheilt oder den Bruderkuß getauscht; aber das hat ja nur eine Minute Werth.

Das Feuerwerk verpuffte; ein Lusch, wahrscheinlich zu Ehren der Festordner, erscholl aus dem fernsten der Gärten. Das Fest war zu Ende; die Lampen erloschen oder wurden abgerissen, der Weiher hörte auf zu blühen und ein kalter Hauch strich darüber hin. Die letzten Gäste verließen den Balkon und der Kellner schielte nach mir, ob ich nicht auch bald gehen wolte. Es war nur träumerische Müdigkeit, die mich noch festhielt.

Da plätscherte es unten an den steinernen Stufen, und noch eine Gondel legte an. Aus dem Dunkel über dem Weiher hob sich ein zerfahrener Hut, und eine fragwürdige

Gestalt stieg die Treppe herauf. Der Ankommende trug sehr verwitterte Kleider, und sein Gesicht war durch eine breite Narbe entstellt. Es war eine peinliche Erscheinung an diesem Orte; er schien nicht viel mehr als ein Landstreicher, — nur sein sauberer, wenngleich grober Hemdkragen deutete auf eine bessere Eigenschaft.

Der Fremde warf sich unbefangen auf die erste beste Bank und verlangte vom Kellner, der sich ihm nur zögernd bequeme, ein großes Glas Brog. Dann sah er sich hastig nach mir um und setzte den Hut ab. Sobald ich seine Stirn sah, mußte ich an einen Jugendfreund denken, an den wunder schönen Lorenz Limbach. Aber er war es nicht, er konnte es nicht sein. Der schöne Lorenz, das Ideal jugendlicher Aumuth, der Abgott der Mädchen, die Augenweide der Künstler — und dieser rothbraune zerhauene Wicht, der eben das große Glas zur Hälfte austrank und auf den Tisch stieß — nein! Wie wäre eine solche Wandelung möglich gewesen!

Und doch, sein Blick hastete auf mir und riß sich wieder los. Er trocknete den Schweiß mit der flachen Hand, räusperte sich, rief den Kellner und zahlte. Dann stürzte er die andre Hälfte seines Trankes hinab, kam auf mich zu und nannte meinen Namen.

„Limbach — Sie sind es?“ Das alte Du wollte mir nicht über die Lippen.

„Limbach, Herr, ja wohl, und ich will Sie nicht belästigen. Ich wollte nur Gewißheit haben, ob Sie es wären, und da auch der Kellner fort ist, so war keine Gefahr Sie zu compromittiren. Ich sehe schlecht aus — he?“ Dabei lachte er durch die zusammengepreßten Zähne, die noch so weiß und tadellos waren wie vor Zeiten.

Ich blickte ihn wie versteinert an. Diese matten Irlichter von Augen waren die flammenden Doppelsterne unsres Lieblings? Dieses rothe Gesicht, durch eine fingerbreite schlechtgeheilte Schmarre zerklüftet, war dasselbe, in das wir einst wie in die Sonne der Schönheit blickten? Dieser magere, verklärte Stroch mit den bläulichen Händen war der Apollino der Bildhauer, der Hylas der Maler?

Die beiden Bilder standen zu unvermittelt neben einander; Vergangenheit und Gegenwart, Verheißung und Erfüllung widersprachen einander zu sehr; ich besand mich vor einem unheimlichen Räthsel.

„Nicht wahr?“ stieß der Unglückliche heiser hervor: „Sie suchen den schmutzen, glücklichen Jungen, den alle Welt um seiner hübschen Frage willen gehätschelt? Hier ist der Junge und hier ist seine Frage, wenn Sie so gefällig sein wollen, sie dafür zu nehmen.“ Er strich mit dem Finger über die Narbe in seinem Gesicht und fuhr fort: „Wollen Sie ihn nicht dafür nehmen, so denken Sie, er ist nicht mehr da. Sie haben ihn als Hylas gemalt, den die lusternen Nymphen ins Wasser ziehen, und das war ein prophetischer Einfall. Die Weiber haben ihn hinabgezogen — in die Tiefe, in den Sumpf; da steckt er fest. Bald werden ein Paar kleine Blasen heraufgurgeln; das ist sein Letztes.“

Seine Worte kamen zerrissen über die stotternde Junge, es waren Worte eines Berauschten oder eines Wahnwitzigen. Er begleitete sie mit Bewegungen, als schleuderte er sie von sich, und seine Stimme rasselte wie aus einem geborstenen Kessel. Die Entstellung erschütterte mich, je deutlicher ich mir aus den Trümmern des Mannes das Götterbild des Jünglings heraufbeschwor, der mich ehemals entzückt, und es kam der thörichte Gedanke, ob hier nicht noch zu helfen wäre. „Was sind Sie nun?“ fragte ich. „Was haben Sie für eine Beschäftigung?“

„Was ich bin?“ lachte er zurück, und gleich darauf zeigte er mir eine wüthende

Grimasse. „Sie sehen's ja! Wozu wollen Sie, daß ich's sage? Ein zerbrochener Topf bin ich, den die Köchin weggeworfen hat, ein Lumpen, den kein Maß mehr in den Sack steckt. Wollen Sie noch weiter hören, was ich bin? Ein Mensch, dem Sie eine Wohlthat erweisen, wenn Sie ihm ein sorgfältig geladenes Pistol in die Hand geben, gratis, versteht sich, oder eine ausreichende Gabe Cyantali; oder wenn Sie ihm gefälligst den Kopf so lange unter das schmutzige Wasser da halten wollten, bis er sich nicht mehr bedanken kann.“

Mir schauderte. „Lorenz“, so beschwor ich ihn, „Du bist doch erst in den Dreißig; Du bist jünger als ich; Du mußt doch noch Kraft haben, Dich aufzuraffen. Wenn Opfer zu bringen sind, so will ich thun was ich kann.“

„Der Alte!“ rief Lorenz mit etwas milderen Accenten. „Ganz der Alte, der seinen letzten Groschen an den betrunkenen Bruder gab, während er selbst Durst hatte. Nein, Herr, das haben schon Andre versucht, gute Narren, die nicht wußten was sie thaten. Aber wenn Sie ein Haus kaufen, Herr, und haben eine Treppe zu theeren, oder was es sonst ist, so denken Sie an den Lorenz, den Sie einmal auf der Kneipe einen Ganymed genannt und geküßt haben.“ —

Ich weiß nicht mehr, was ich erwiderte; ich erinnere mich nur, daß er ein Goldstück zurüchtwies. Ich wollte ihm seine Geschichte abfragen; aber er stand schon abgewendet, um zu gehen, und dazu kam noch der Wirth und fuhr ihn an, er möchte zusehen, wo die Wand offen wäre. Lorenz nahm seinen Hut und nickte so voll Ingrimm und Verzweiflung, daß es mir wehe that. Dann schritt er, wie sinnverwirrt, die Steintreppe hinab, als wollte er geradeß Weges ins Wasser,kehrte aber um, schüttelte wie ein Blödsinniger den Kopf und taumelte durch die prächtigen Zimmer.

Der Wirth wollte sich entschuldigen, daß ich in seinem Hause eine solche Belästigung erfahren und setzte hinzu, daß der Mensch nie Zutritt erhalten hätte, wenn er nicht vom Weiher aus hereingeschlichen wäre. War er einmal da, so müßte man ihn bedienen, um vor den Gästen nicht heftige Auftritte zu veranlassen. Es fände sich Mancher, der ihn in Schutz nähme. Man könne sich nicht aller Rücksicht gegen ihn entschlagen, da er von gutem Herkommen wäre und früher in besseren Verhältnissen gelebt habe.

„Wovon lebt er denn? Was treibt er?“ fragte ich und erhielt die Antwort, das wisse man nicht mit Bestimmtheit. Zwar sehe man ihn hie und da eine harte Arbeit verrichten; aber gewiß nur in der höchsten Noth. Von Zeit zu Zeit kämen ihm Mittel in die Hände und es wäre nicht unwahrscheinlich, daß er von Personen, die mit seinem Schicksal verflochten wären, unterstützt würde. Genaueres vermochte der Wirth nicht anzugeben. Er befand sich erst seit Kurzem in dieser Stadt und hatte sich um den Verkommenen wenig gekümmert.

Ich habe den Unglücklichen nicht wieder gesehen; aber ich setzte mich mit früheren Bekannten in Verbindung und erfuhr seine Geschichte.

* * *

Lorenz Limbach war ein allerliebster brauner krausköpfiger Bursche, als ich ihn zum ersten Male bei einem Bekannten traf. Er war auffallend hübsch; die Leute sahen ihm auf der Straße nach, wie es sonst nur schönen Frauen begegnet. Ich war älter als er; ich war im Begriff zur Universität abzugehen und er noch ein junger Schüler. Dennoch war ich von seiner Schönheit und Armuth so gefesselt, daß ich an dem Cultus,

den alle seine Bekannten mit ihm anstellten, eifrig theilnahm. Wenn der schöne Lorenz zugegen war, gab es keinen wichtigeren Gegenstand; wir beschäftigten uns ausschließlich mit ihm, kamen seinen Wünschen zuvor, machten ihm Geschenke und versanken vor seinem schönen Auge und vor der Anmuth seiner Bewegungen mitunter in schweigende, ich möchte sagen — anbetende Bewunderung. Es war das jene süße Sehnsucht nach der Schönheit, welche die Natur in die Herzen der Jugend legt.

Als ich zur Universität abging, verlor ich ihn in der volkreichen Stadt aus dem Gesichte; als er aber nach kaum drei Jahren als junger Student auftauchte, da prangte er in einer Körperschönheit, die das Ideal des edelsten Künstlers zu verwirklichen schien. Er war um seine schöne Stirn höher als wir Alle, sein Wuchs zierlich zugleich und kräftig wie eines jungen Hirsches. Seine weichen braunen Haare kräuselten sich unter dem Kamme, und seine lebendigen braunen Augen, groß wie Frauenaugen, hatten einen sonnigen, siegreichen Ausdruck. Seine Nasenflügel sieberten vor Muth und Lebensfülle, und die schönen Lippen lächelten vor jugendlichem Glück. Ein bräunlicher Farbenton floß über Antlitz, Hals und Nacken, und die Wangen glühten in unentweichter Kraft und Gesundheit. Kein Fleck, kein Muttermal, keine Narbe störte den Eindruck des vollendeten Bildes; es war, als hätte bei ihm die Natur alle ihre Launen bemestert, mit denen sie sonst auch ihre Lieblingsgebilde zu entstellen pflegt.

Lorenz durfte sich keiner Studentenverbindung anschließen. Sein Vater, ein Eisenhändler von zweifelhafter Wohlhabenheit, gestattete ihm keine Ausschweifung. Er hoffte ihn einst als Advokaten zu sehen, weil dieser Stand der einträglichste wäre; aber er starb bald nachdem der Sohn seine Studien begonnen. Sein Vermögen zerfloß bis auf einen geringen Rest, und Lorenz mußte sich entschließen, als Lehrling in ein großes Handelshaus einzutreten. Als früherer Student aber behielt er einen Theil seiner Rechte und blieb mit seinen akademischen Bekannten im Verkehr. Wir neckten ihn zwar mit seinen Rosinensäcken, sahen ihn aber nicht minder gern als früher und gaben ihm den Namen Ganymed. Seine Erscheinung erregte immer mehr Aufsehen, je näher er den Mannesjahren kam und sich kräftiger entwickelte. In dem Handelshause, das ihn aufgenommen, wurde er wie ein Sohn gehalten und gelangte von da aus in den Strudel der Gesellschaft. Die jungen Damen begannen ihn mit schwärmerischer Theilnahme zu betrachten, und die Künstler näherten sich ihm mit sachverständigen, studirenden Blicken. Er wurde eine stadtbekannte Schönheit.

Ich habe nie bemerkt, daß Lorenz Limbach über so vielen Huldigungen zum Geden geworden wäre, wie so mancher andre junge Fant. Niemals habe ich an ihm, so lang' ich ihn gekannt, einen Zug von Eitelkeit, Bieverei oder Selbstverehrung wahrgenommen; vielmehr sah ich ihn bei dem unzweideutigen Beifall, den aufdringliche Bewunderer ihm bisweilen gar zu rückhaltlos äußerten, mehr als ein Mal erröthen, und erinnere ich mich recht, so sprach er sich einmal mit Entrüstung darüber aus, daß man ihm um seiner Larbe willen wie einem Frauenzimmer den Hof machte. Gleichwohl ist es sehr wahrscheinlich, daß die Weibräucherungen der Künstler und Weiber ihn schnell verdarben. Er hätte auch mehr sein müssen, als ein junger, schöner, warmblütiger Mensch, um den heillosen Einfluß der Schmeichelei zu überwinden. Schönheit ist ein mächtiger Antrieb zur Ueberhebung, vollends wenn das Urtheil eines Künstlers, eines berufenen Richters über die Schönheit, uns vor Tausenden auserwählt und verherrlicht.

Mancher Stümper von der Akademie der Künste hatte den gutmüthigen Lorenz

schon als Modell mißbraucht. Derselbe war vielfach als Engel und Amor, als Hirtenknabe und Sigeunerbube gemalt worden, ohne daß man davon viel Aufhebens gemacht hätte; zuletzt aber fand sich der ächte Künstler, um die vergängliche Form des begnadeten Menschen in das Reich der Kunst zu versetzen und ihm dadurch einige Dauer zu sichern.

Einen ganzen Fasching hindurch hatte Lorenz, der nunmehr auf der Grenze des Mannesalters stand, die auserwählte Gesellschaft durch seine glänzende Erscheinung entzückt, und schließlich in der Maske eines altgriechischen Jünglings die Blicke eines bedeutenden Malers auf sich gezogen, der neuerdings als Professor an die Akademie berufen war. Dieser zog den jungen Mann sofort in seinen Salon, in sein Atelier; bald war es stadtkundig, daß Professor Kürnberg den schönen Lorenz zum Modell seines Hylas auserwählt habe, und daß man das Bild auf der nächsten Ausstellung sehen werde. In allen Pensionaten, und wo sonst zwei Mädchenköpfe zusammentamen, flüsterte man über das Ereigniß, und die Spannung wuchs bis zur Eröffnung der Ausstellung aufs Höchste. Denn es gab in der Gesellschaft kein junges Mädchen, das den herrlichen Jüngling nicht gekannt und verehrt hätte. Glückselig jede, die sich einmal im Tanze an seiner Brust gewiegt, ein Wort mit ihm gewechselt oder sich wenigstens von fern im Glanze seiner glorreichen Augen gesonnt hatte! Es war das eine ganz unschulbige Verehrung, denn Lorenz Limbach war ein ganz armer Junge, der an Heirath nicht denken konnte, und daher das Wohlgefallen an ihm ein rein ästhetisches. —

So wurde denn die Ausstellung unter ungewöhnlicher Betheiligung, besonders der Damenwelt, eröffnet. Sämmtliche Pensionate waren anwesend, Badfische in Schwärmen und zu Paaren, und sonst manches schöne Kind mit und ohne mütterliche Begleitung. Sie alle würdigten die aufgestellten Kunstwerke, so viel werthvolle Stücke diesmal auch darunter waren, nur flüchtiger Beschau und drängten sich um das Bild, das die kunstfinnige Neugier der Gesellschaft seit vielen Monaten erregt hatte. Er war da, in seiner ganzen prangenden Jugendschönheit, Hylas von den Nymphen geraubt, Lorenz Limbach, das Idol der Badfische, verklärt durch die Kunst, verewigt durch den Pinsel eines Meisters.

In der That konnten junge Frauenaugen schwerlich einen Gegenstand von mächtigerer Anziehungskraft finden. Von einer goldenen Uferscholle, zu der ein abendlicher Sonnenstrahl den Weg durch dichte Schatten gefunden hat, gleitet Hylas in die dunkelgrüne Flut, auf der sich weißblühende Nymphaen schaukeln. Den linken Arm kaum noch auf den nachrollenden Schöpfstrug gestützt, strebt er versinkend gegen die trüblichen Wasser, die ihn schon bis zum Gürtel umspülen. Eine hellblonde Nymphe berührt unter bestrickendem Lächeln seinen Fuß, den er ängstlich zurückzieht. Ihr Blick scheint ihn mit wollüstigem Zauber zu lähmen, und so starrt der Todgeweihte mit einem Ausdruck halb der Sehnsucht halb des Entsetzens auf die grausamen und doch anmuthigen Gewalten, die ihn zur Tiefe locken und zwingen. Sein großes braunes Auge haftet mit ängstlicher Spannung auf dem blaffen, liebreizenden Unholz, der, lauter Bärtlichkeit im verschwimmenden Blick, die Hand an ihn legt, während drei andre mit verlangender Geberde auf ihn zueilen. Ihre rosigen Körper scheinen das todbringende Element zu durchsuchten und zu erwärmen, während die Lebenslust im Schatten breiter Bäume sich unter der sinkenden Sonne mit frostigen Schauern füllt. Der schöne Sterbliche folgt dem mächtigen Zuge. Nur mit einer matten Bewegung greift seine rechte Hand nach

dem Ufer zurück; sie wird es nicht erreichen, und schon im nächsten Augenblick ziehen die dämonischen Mädchen ihn an seinen braunen Locken in die Tiefe.

Die Köpfe der jungen Damen drängten sich um das vortreffliche Bild wie Engelsköpfe um eine Mutter Gottes. Die kleinen Herzen klopfen und die Wangen rötheten sich beim Anblick der edlen Gestalt, an der manche der guten Seelen gerne zur Nymphe geworden wäre. Nicht zur tödtlichen Wassernixe, deren Verlangen Tod bringt, sondern zur bräutlichen Genossin für ein langes glückliches Leben im Sonnenlichte. Ja — wer so liebreizend wäre wie jenes Malergebilde mit dem matten und doch so verführerischen Auge! Dem Wink und Zwange einer solchen Gestalt würde auch der holdselige Jüngling folgen, der bisher noch keinem weiblichen Hauber erlegen war.

Oder gab es vielleicht doch ein Urbild zu diesem verlockenden Teufelsmädchen, das seine Lippen zu dem geneigten Haupte des Jünglings emporhob? War es etwa kein bloßes Phantasiegebilde des Künstlers?

Die klugen Augen wanderten im Kreise der Bekannten, prüften, verglichen und endlich — wie konnte man auch nur so blind sein! — erkannte man den Kopf der kleinen Margarethe von Meerheim, der kleinen Schauspielerin, die ihrer guten aber verarmten Familie zu Liebe unter dem Namen Grethe Rainau auftrat.

Es war ein merkwürdiger Augenblick, als Fräulein Cäcilie Flohr, Tochter des Provinzial-Schulraths Christian Fürchtegott Flohr, ein sehr wohlgezogenes Fräulein, die Entdeckung machte und sie ihrer Herzensfreundin Rosa Duncker zuflüsterte. Fräulein Rosa Duncker öffnete den Mund zu einem erstaunten Ach, das erst nach einer halben Minute hervorbach, und nachdem dieses Ach im Kreise der jungen Damen etwas Außerordentliches vorbereitet hatte, klang es ziemlich vernehmlich durch den Saal: „Das ist ja die kleine Rainau! Das ist ja Grethchen Rainau! Wirklich — sie ist's!“

Da begann ein Jucken und Wispern und Richern unter den Mädchen und es dauerte keine Minute, da war das Geheimniß heraus, das man der Welt so lange vorenthalten: Der schöne Lorenz und die kleine reizende Rainau waren ein Liebespaar.

Das also war die Sprödigkeit des Jünglings, der seine braunen Augen kaum erhob? Das war die Lösung des Räthsels, daß ein Ausbund von Schönheit, der von Huldigungen umdrängt war, keiner nachgab? Eine kleine Bühnendame hatte ihn gefeet und gefesselt? Eine unbedeutende Gauklerin, die noch schüchtern in den Anfangsgründen ihrer Kunst stat, hatte ihn fortgenommen? Ja, das war die rechte kleine Nixe, ihn ins Verderben zu ziehen.

Und je mehr man das Bild zum Beweise nahm, je sicherer man in diesem langen aschblonden Haar die aufgelösten Büpfe der Rainau erkannte und in diesen mattblauen, fast ins Gelbliche spielenden Nixenaugen die Augen der eroberungstüchtigen kleinen Person, und in den weißen Schultern ihre Schultern, und in den runden Armen ihre Arme, desto mehr wandelte sich in den Herzen der wohlgezogenen Mädchen die verschämte Bewunderung, die sie dem Urbilde des Hylas gezollt, in eifersüchtigen Groll gegen den verführerischen Unhold, der nun seinen Raub eben so sicher hatte, wie die blonde Nixe auf dem Bilde ihren Hylas.

* * *

Margarethe von Meerheim war ein so reizendes talentloses und oberflächliches Geschöpfchen, wie es aus einer guten Familie und einer höheren Töchterschule nur irgend

hervorgehen kann. Ihr Vater hatte ein mäßiges Hausvermögen mit sechs Geschwistern getheilt, und während die Letzteren einen bürgerlichen Beruf erwählten oder mit Hilfe ihres Vermögens ein größeres erheiratheten, brachte er, von allen seinen Brüdern allein Soldat, seine paar Tausend leichtkebig an den Mann. Hierauf erhielt er den Abschied und ein kleines Amt bei einer Eisenbahn, das ihn in Stand setzte, ein armes liebes Mädchen endlich noch zur Frau von Meerheim zu machen und mit ihr ein paar glückliche Jahre zu durchhungern. Dann starb er, ausgerieben, wie man sagte, von seinem Beruf, mit einem verklärten Blick auf die zweijährige Margarethe, die sein armes Dasein fortsetzte, und einem letzten kummervollen, der schon aus brechenden Augen kam, auf sein Weib, das mit der bekannten ausreichenden Pension zurückblieb. Sie arbeitete insgeheim, soviel ihr Adel erlaubte, stückte und strickte mit schmerzenden Fingern und immer nur feine Sachen für seine Geschäfte. Sie kleidete ihr Töchterchen allerliebste, während sie unter bescheidenem grauen Gewande die Heimlichkeiten der Armuth verbarg und fütterte ihm rothe Wangen und ein reizendes rundes Körperchen an, während ihr gutes großäugiges Muttergesicht höhl und hungrig dreinsah. Sie erschwang sogar das halbe Schulgeld, dessen andre Hälfte ihr erlassen wurde, um ihrem Kinde die unentbehrliche höhere Bildung, also etwas Französisch, Englisch und Musik zu verschaffen, und Gretchen schaute denn auch drein wie eine kleine Baronesse, — als sie plötzlich neben einem Bündel Stroh stand, auf dem ihre Mutter starb.

Eine von ihren vielen Tanten, die Bedürftigste von den sechs, nahm die Weinende zu sich, um sie kochen und nähen zu lehren und sie ihrem Haushalt als Mädchen für Alles nutzbar zu machen. Aber die hellblauen Augen thrännten zu sehr von Küchenrauch, und die feinen Finger wurden von der Nadel so wund, und die Tante wurde so böse! Da war es besser, aller Gnade der Verwandten zu entsagen und auf eignen Füßen zu stehen. Wo aber steht man auf eignen Füßen besser, als beim Theater?

Commissionrath Wettiner, der Director der Stadtbühne, sah sie nur an, so war sie engagirt, wenn auch von Gage wenig die Rede war. Gretchen Rainau nahm es ernst, studirte, deklamirte, agirte, und in kleinen Rollen, wo ein Paar prächtige blonde Böpfe, ein fedes Näschen und große sonderbare Augen viel bewirkten, gefiel sie auch. Aber sie hatte einen verhängnißvollen Fehler: Ihre Toilette war dürftig, und war das schon auf der Bühne, vor den Augen des Publikums, ein Verstoß, so verunehrte sie ihren Stand, der doch für die halbe Welt ein Muster sein sollte, auch außerhalb der Bühne durch die ärmlichen Fähnchen, die sie sich nicht schämte zu tragen. Ihr mangelte der erotische Schwung einer glühenden Künstlerseele; deshalb fand sie sich von ihren Kunstgenossen geringgeschätzt und von den jungen Herren im Parquet, die sich eine schöne Seele nur in einer schönen Robe vorstellen, belächelt. Aber Gretche Rainau blieb unverbesserlich. In ihrem Gehirnchen spukte noch so eine allfränkische Idee von Jungfräulichkeit und Tugend, und sie meinte, daß diese Eigenschaften sie endlich über alles Elend und alle Kämpfe hinaustragen würden.

So lebte sie in ihrem armen Dachstübchen mit einem fedem Kanarienvogel und zwei Stauden von duftendem Geranium, als Professor Kürnberg ankam, dessen geweihter Blick Schönheit und Anmuth aus dem Schwarme der Alltäglichen und Gemeinen zu sondern verstand. Der noch junge, doch schon vermählte Mann fand ein reines Wohlgefallen an der kleinen Schauspielerin, und nachdem seine Erkundigungen über ihr Leben den ersten günstigen Eindruck bestätigt hatten, zog er sie in sein Haus, und damit in einen

Kreis von begabten Personen, der sie mehr um ihre Anmuth als ihrer Kunst willen bewunderte. Bald wählte er sie denn auch zum Modell für die Hauptnixe auf seinem Gylasbilde, und so bot sich Gelegenheit, daß die beiden jungen auserwählten Menschen einander kennen lernten. Es lag mehr Scheu als Wohlgefallen in den ersten Blicken, mit denen sie sich betrachteten; aber die gemeinsame Gnade der Schönheit, die sie von der Natur empfangen, machte sie einander verwandt, und sie hörten seit ihrem ersten Zusammentreffen nicht auf, an einander zu denken.

Der Professor hatte keine Lust an ihnen, und oft leuchteten seine Augen zwischen den beiden Gestalten hin und her, als ergehte er sich heimlich an dem Gedanken, sie könnten ein Paar werden.

Und sie wurden es; sie mußten es werden. Die Natur schien sie für einander bestimmt, die Vorsehung sie zusammengeführt zu haben, und wenn ihre Neigung auch nicht so schnell flog, wie das Gerücht unter den Leuten, die sie bereits beim Aushängen des Gylas-Bildes für ein Liebespaar erklärten, so dauerte es doch nicht mehr lange, bis dieses Ziel erreicht war. Gylas begann sein Comptoir sehr unerquicklich zu finden, und besonders in der letzten Stunde vor Schluß der Arbeit blickte er mehr nach der Thür denn auf seine Zahlen. Er, der zur Freude seines Lehrherrn sonst bis in die Nacht hinein über handelswissenschaftlichen Büchern gefessen, er schlich sich jetzt vor ausgeschlagener Stunde fort, und es war entschieden, daß er seine Abende im Theater zubrachte. Da bewunderte er sie in ihren kleinen Badfisch- und Hosenrollen, weidete sein Herz an ihrer lieben Gestalt und trauerte, daß er nicht eines reichen Hauses Sohn wäre, um sie zur Königin jener Bretter zu machen. Er träumte von Diamanten und Perlen, die er ihr spendete, und von märchenhaften Prachtgewändern, die er um ihre Glieder legte. Er sah sich als einen großen Kaufmann, reich, unermesslich reich, der seinem Schatz die Kleinode aller Weltgegenden zu Fußes legte; und dann ward es ihm wehe ums Herz, weil er ein gar so armer Junge war, der oft borgen mußte, um seinen bescheidenen Platz zu bezahlen und sich das Entzücken ihres Anblicks zu verschaffen.

Grethe Meinau wußte, daß er unter den Zuschauern war, so oft sie auftrat, daß er von jenen Allen, die das Haus füllten, der Einzige war, der ihr entgegen gekommen. Ihre Augen fanden den Platz, den er einzunehmen pflegte. Sie hatte nicht, wie ihre Genossen, den Galan unter den wohlhabigen Gestalten des ersten Ranges zu suchen, sie mußte hoch hinaufblicken, um ihn auf seinem dunklen Eckplatze zu gewahren, wo er unscheinbar saß, das Gesicht vom breiten Hut beschattet, dennoch in ihren Augen wie ein Edelstein. Aus ihrer Flitterwest, aus dem Kreise der kunstheuchelnden Gefährten, die auch Liebe und Theilnahme nur spielten, durfte sie mit Gedanken voll süßer Hoffnung zu einem Auge emporblicken, das die Strahlen des ihrigen gerne in sich aufnahm. Sie fühlte sich nicht mehr verlassen, sie war geliebt.

Mit bangem Herzen erwartete Margarethe, daß der Ersehnte sich ihr nähern werde, und dieser wiederum bangte nach einem Augenblick, sich ihr zu offenbaren. Aber das ist die ächte junge makellose Liebe, die lange jagt und zögert, sich zu beweisen, als wäre mit dem ersten Wort oder Zeichen das beste Glück vorbei.

Wohl schlich Gylas seiner Nixe nach, wenn sie vom Theater heimging, in Mondnächten oder Sturmnächten. An die Häuser gedrückt, wie mit Rahtritten schreitend, glaubte er sich unbemerkt, und ließ sich nicht träumen, daß sein Mädchen, auch ohne ihn zu sehen, seine Nähe unter Wonneschauern empfand. Wenn sie dann hastig, gleichsam

flüchtend, in die Hausthüre schlüpfte, so barg er sich in dem Portal des stattlichen Bankhauses, das den Fenstern seiner Erwähnten gegenüber lag, und beobachtete, wie sich hoch im schiefergrauen Dach ein mondbeglänzttes Fenster aufthat, und zwischen zwei Blumenstöcken eine weiße Gestalt erschien, um die langen blinkenden Haare zu strählen. Und dann, Haupt und Schultern ganz umwogt von der Fülle, breitete sie die Arme, schloß das Fenster, öffnete es noch einmal und winkte mit der Hand — vielleicht einem Sterne, der sie anlächelte. Zuletzt schloß sich das Fenster und stand im Mondlicht, wie ein Stück Blattgold.

So hätte es unter den Liebenden schüchtern und träumerisch, nach deutscher Jugend Art, noch lange fortgehen mögen; aber Eros schuf Gelegenheit und drängte zum Ziel.

Zum Fasching gab Professor Kürnberg einen Mummenschanz, fast ausschließlich für Künstler, aber nicht ohne seine Lieblinge. Ein schmuder Edelknabe fing eine graue Fledermaus, bald nachdem sie in den Saal geflogen, und als man nach kurzer Belustigung die heißen Masken ablegte, kam unter der Hülle der Fledermaus eine schlanke Nixe zum Vorschein, mit Schiß im aschfarbenen Haar und im Schleppgewande von grün schillerndem Atlas. Noch ein Mal sahen sie einander mit befremdeten Blicken an, der Knapp' und die Nixe; aber diese Blicke endeten in einem Lächeln des Einverständnisses, und mit entfesselten Herzen stürmten nun die Liebenden einander entgegen. Das Nixengewand, das wie Wasser von den schlanken Gliedern floß, das Knappenkleid, das die herrlichen Formen des Jünglings straff umschloß, vergönnte und gebot freiere Bewegung, als der ehrbare Frack und die bauschige Robe der alltäglichen Gesellschaft, und die ringsum losgelassenen Faschingsfreuden, die zur Zeit der ersten Frühlingsregung die lebendige Natur in die erstarrte Welt zurückführt, zogen auch die beiden Liebenden in ihren berausenden Strudel mit. Zum ersten Male wandelten sie Hand in Hand, zum ersten Male, Brust an Brust, im warmen Tanze fühlten sie das Entzücken, einander anzugehören.

* * *

Die stille Seligkeit der Liebenden wurde plötzlich durch einen Ruf der Ueberraschung, durch ein halbzigendes Ach unterbrochen, das aus einem Nebengemache herklang. Ein unerwarteter Gast ist erschienen, eine schöne Frau: Man nennt sie die Freiin von Lichthofen. Sie hat den Domino abgeworfen, unter dem sie bisher für jedes Auge unkenntlich gewesen, und strahlt nun ihren überraschten Freunden in ihrer ganzen Anmuth entgegen.

Gerda von Lichthofen, eine geborene Gräfin, ist eine Süddeutsche, begeisterte Freundin und — so sagt sie — Schülerin des Professor Kürnberg, den sie in München kennen gelernt, in Italien wiedergefunden, und nach welchem ihre künstlerisch gestimmte Seele seitdem immer eine Sehnsucht wie nach der Heimath empfindet.

Längst schon hatte man ihren Besuch erwartet, denn sie äußerte sich ungeduldig, den verehrten Mann und die Seinigen, die ihr herzlich befreundet waren, in ihrer neuen Umgebung wiederzusehen, und durch einen Brief der Frau von den bevorstehenden Faschingsfreuden unterrichtet, hatte sie alle Hindernisse überwunden und war mit ihrem Söhnchen, von dem sie sich niemals trennte, herbeigeieilt, um die Freunde zu überraschen. Sie wirkte mit dem Zauber, den die Glücklichen überall um sich verbreiten; denn mehr als irgend ein Menschenkind durfte Gerda von Lichthofen, nachdem auch für sie böse Tage vorübergegangen waren, sich unter die Glücklichen zählen. Nach einer frohen

Jugend hatte sie einen Ehebund nicht ohne Reigung geschlossen; indessen vermochte sie mit ihrem Gemahl nicht so gänzlich, daß sein Tod ihr unheilbare Wunden geschlagen hätte, und getröstet durch das Lächeln eines lieblichen Kindes, dann getrieben durch schwellenden Jugendmuth, warf sie sich in die Wogen des Lebens, um Alles zu genießen, was einer vornehmen Natur werth des Genusses scheinen mag. Ihr bedeutendes Vermögen, durch des Gemahls Verlassenschaft fast verdoppelt, sicherte ihr die Befriedigung jedes Wunsches, jeder Laune, und so schimmerte denn ihre Erscheinung im ungetrübten Glanze des Glückes und war überall wie Sonnenschein willkommen. Zum Ueberflus war sie Dichterin, soweit Studium eine Frau dazu machen kann, war Tonkünstlerin und Mälerin, also von der ganzen Strahlenfülle umgeben, die erwärmt und blendet.

Da stand sie, Sonne Gerda, in der schlichten Pracht ihrer Schönheit, und der Widerschein ihres Angesichtes flog als Lächeln über die Mienen der Umstehenden. Sie hielt beide Hände der Professorin, der kleinen blassen Frau, deren Blüthe bereits durch Mutterloos erschöpft war, und glänzte mit ihren Augen tief in sie hinein. „Bin ich willkommen?“ klang es von ihren Lippen in tiefen, vollen Glockentönen: „Ist es mir gelungen, Ihnen durch mein plötzliches Erscheinen eine Freude zu machen?“ Und dann zu Kürnberg gewendet, der ihre Hand an seine Lippen führte: „Sie aber, Meister,“ sagte sie, „muß ich, wie immer, mit Ihrem eigenen Ruhme begrüßen. Ich habe in Wien Ihren Hylas gesehen: — Was für ein Bild!“

Der Meister lächelte. „Gefällt es Ihnen? Sie wissen, was Ihr Beifall mir werth ist.“

„Gefällt!“ rief die schöne Frau. „Es hat mich bestrickt, bezaubert. Ich ruhte nicht, bis ich es mein nennen durfte.“

Der Professor war freudig überrascht. „Hylas in Ihrem Besitz? Hat nicht Baron Sedelheimer ihn gekauft?“

„Freilich!“ lachte Gerda glockentönig: „Aber ihm galt das Stück nicht so viel wie mir. Was für ein Bild, Meister! Nie hat eins auf mich gewirkt wie das. Es ergriff mich wie eine Naturgewalt. Aus welcher Welt holten Sie die Gestalten?“

Kürnberg warf einen schnellen Blick um sich her und zog dadurch auch Gerda's Blick nach der Stelle, wo Lorenz im Gespräch mit Margarethe stand. Wie ein Schreck zuckte es durch ihre Glieder; ein Hauch der Ueberraschung, in schneller Selbstbeherrschung abbrechend, wurde kaum dem Freunde vernehmlich. Zitternd hob sich die Brust einmal und senkte sich; dann forschten aus ernstem Antlitz die großen Augen ruhig in die Weite.

In stillem Verständniß überflog des Meisters Blick die schöne Gestalt der Freundin. „Aus Ihrer Welt,“ antwortete er; „aus der Welt, die Sie umgibt und in der Sie die Urbilder schnell genug finden werden.“

„Wie? Hylas ist ein Sterblicher? Kein Schatten aus der Heroenzeit? Kein Phantastengebilde? Kein Ideal?“ So heuchelte die schöne Frau mit einem rührend verlegenen Lächeln.

„Schauen Sie dorthin, nach dem Eingange,“ so half ihr der Professor nach. Gerda, anscheinend gelassen, erhob ihr Doppelglas, um den verrätherischen Glanz ihrer Augen hinter den Gläsern zu verbergen, und drückte durch langsames Neigen des Hauptes maßvolle Bewunderung aus. „Ein feiner Junker,“ sagte sie mit erkünstelter Gleichgiltigkeit, welche den kundigen Freund auf ein etwas unruhiges Gewissen schließen ließ, „und

es ist ein glücklicher Zufall, daß ich ihn nicht im Frack sehe. Hylas im Frack wäre auch zu lächerlich."

"Der Mensch gehört in ein Eden hinein," sagte der Professor: „Wie Adam, dürfte er seine Schönheit getrost der jungfräulichen Natur zeigen. Er gehört nicht in einen Salon, wo diese schwarzen Leichenbitterklappen um unsre dürrn Culturgebirne flattern."

Gerda, die Augen immer noch hinter den Gläsern, lachte in sich hinein. „Was ist er denn?" fragte sie dann: „Welche Stelle fand dieser Jüngling aus Eden in der Welt des Fracks?"

„Er ist Kaufmann."

„Kaufmann?" rief Gerda mit echter Entrüstung. „Kaufmann? Ah — das ist un- schön, das ist anstößig. Er müßte ein Künstler sein, ein junger Feuergeist, ein Dichter, wenn auch von noch so schlechten Versen. Aber ein Kaufmann in einem solchen Gefäß — es gemahnt mich fast wie ein Hering im Dnyg von Mantua."

So lachte Gerda; aber unter ihrem Scherz erglühete sie. Der rosige Anhauch ihrer Wangen, ihr belebter Athem verriethen Empfindungen, die der scherzenden Lippe widersprachen.

Kürnberg sah genau, was in ihr vorging. Er kannte seine Freundin und wußte, daß es nicht bloß ein flüchtiger Eindruck war, der jetzt in ihr mächtig wurde. Er wußte, daß ihr Wille schnellkräftig, oft heftig war, und daß es dann für die reiche Freiin wenig Hindernisse gab ihn durchzuführen. Er kannte ihre edlen Grundzüge und die Lauterkeit ihres Lebens; aber er kannte in ihr auch die verborgene Leidenschaft, und da er sie eben in ihre Wangen emporlodern sah, so mochte er wohl Grund haben, in sich hineinzuflüstern: „Arme kleine Grethe!"

„Und wer ist die Kleine?" So unterbrach Gerda plötzlich die Gedanken ihres Freundes. „Wer ist die allerliebste Nige mit dem märchenhaften Haar? Mir scheint, Meister, die Beiden haben Sie mit Ihrem Pinsel copulirt."

„Wäre besser als manches Pfaffenwerk," lächelte Kürnberg, „wodurch Krüppel und Schwächlinge zum Schimpf und Verderben der Menschheit gepaart werden. Gling' es nach mir, so sollte nur das Schöne und Gesunde sich gatten."

„Das gäh' eine langweilige Welt!" lachte Gerda. „Ich fürchte, die Künstler würden bald das Häßliche bilden und malen. Einige thun es ohnehin. Also wer ist die Kleine?"

„Eine Schauspielerin."

„Eine Schauspielerin!" wiederholte Gerda mit gepreßtem Athem und hatte die Gläser wieder vor den Augen. „Ich werde, sie doch etwas näher sehen?"

* * *

Nur wenige Worte sprach die Freiin von Lichthofen mit Lorenz Limbach, als der Professor diesen vorstellte. „Sie sind Kaufmann?" fragte sie mit einer muthwilligen Miene, die sonst nicht ihre Weise war, und als Lorenz eine linstische Verbeugung machte und ein wenig roth wurde, fuhr sie fort: „Ist dieser Beruf denn Ihre freie Wahl?"

„Ich habe früher die Rechte studirt," antwortete Lorenz. „Aber seit meines Vaters Tode —"

„Nun begreife ich!" rief Gerda. „Aber es ist zu verwundern, daß ein junger Mann wie Sie nicht Freunde gefunden hat, die ihm förderlich waren —" Sie wollte noch

etwas hinzufügen, aber in diesem Augenblick trat ein Diener hinzu, um Erfrischungen anzubieten und Lorenz schien für sie nicht mehr vorhanden. Er wartete noch eine Minute, ob die Gnade der schönen Frau sich ihm wieder zuwenden wollte, dann zog er, mit zögerndem Fuße rückwärts schreitend, sich in Margarethens Nähe zurück. Erst gegen den Schluß des Abends, als schon einzelne Gäste aufstachen und Lorenz unter Herzklopfen erwo, ob er Margarethen seine Begleitung antragen sollte, schritt die schöne Frau, wie zufällig, an ihm vorbei und betrachtete ihn mit einem Blicke künstlerischen Wohlgefallens, das zuseht wie ein Blitz aufloderte und in die Brust des Jünglings einschlug. Er bebte unter einer ungeahnten süßen Gewalt; aber auch diese Anwandlung ging vorüber, als er, vom Feste scheidend, auf Margarethen traf, die seinem Herzen näher stand denn alle Frauen der Welt. Sie hatte soeben eine graue Pelzkappe, so eine, wie man sie nur an dunklen Abenden trägt, ein Erbstück von der Großmutter her, übergeworfen, ohne die Kräfte der Locken bewältigen zu können, die sich überall vordrängten, und so blickte sie schaffhaft zu dem scheidenden Lorenz hinüber.

Dergleichen Blicke geben auch schüchternen Bewerbern Muth. Flugs war Lorenz an Margarethens Seite und verließ mit ihr das Haus, ohne erst um Erlaubniß zu bitten. Draußen war es ziemlich dunkel und Späher nicht zu fürchten. Bald gingen sie Arm in Arm; sie wußten nicht, wie es geschah. Sie plauderten leise und einsilbig, plauderten von gleichgiltigen Dingen, vom Wetter und von dem Feste, und als sie sich der Wohnung Margarethens näherten, fiel es ihnen aufs Herz, daß von der Hauptsache, die sie bewegte, nicht gesprochen war. Lorenz wollte, mußte sie noch zur Sprache bringen; Margarethe sehnte sich, ihn davon sprechen zu hören. Sie waren nahe der Thür. Lorenz nahm die kleine Hand und presste sie an seine Brust. Er mußte sprechen. „Morgen ist Sonntag,“ brachte er hervor.

„Morgen ist Sonntag,“ wiederholte Margarethe. „Morgen hab' ich nichts zu thun, morgen ist doppelt Sonntag.“

„Und ich gehe nicht ins Geschäft,“ sagte Lorenz. „Dies ist Ihr Haus, Fräulein Margarethe. Gute Nacht.“

„Gute Nacht!“ flüsterte sie zurück, während sie in ihrer Manteltasche nach dem großen Hauschlüssel suchte. Er zögerte, sie zögerte, und zuletzt gingen sie doch, ehe das Wort, nach dem sie beide verlangten, gesagt war. Sie schmolten im Traum auf einander und küßten sich in Gedanken, als sie erwachten. Und am Morgen, als die Rebel sich verzogen hatten und die Sonne an den Feueresseln der hohen Häuser glühte, da kam dem Jünglinge ein entschlossener Gedanke. Flugs kleidete er sich aufs Beste, nahm den neuen Hut und die Handschuhe von gestern und hinaus gings auf die sonntäglichen Straßen, und auf einem lezten schüchternen Umwege vor der Geliebten Haus.

Sie war am Fenster, hoch im vollen Sonnensichte und sah ganz festlich aus. Sie bog sich weit über, daß die Locken frei in der Luft hingen; aber sie blickte nach der andern Seite, von welcher Lorenz hätte kommen müssen, wenn er nicht den schüchternen Umweg genommen. Jetzt trat sie zurück, erblickte ihn unten auf der Gasse mit weit zurückgebogenem Halse und emporgeworfenem Hut und lächelte, sich anmuthig verneigend, aus ihrer sonnigen Höhe in die Schatten der Straße hinab.

Nun gab es kein Bedenken mehr. Die vier Stiegen flog Lorenz hinan, so dunkel und winklig sie waren, kopfte, und stand wie geblendet, als Margarethe ihm in einem Strome von Licht entgegentrat.

„Guten Morgen!“ so lag es schon auf den Lippen des jungen Kaufmanns, und der Rückgrat bog sich bereits zu dem gebräuchlichen Bückling. Aber der Zauber der bräutlichen Gestalt riß ihn fort; er vergaß Nebensarten und Höflichkeiten, und die ersten Worte waren: „Ich habe Dich lieb, Margarethe.“

Ihr Lächeln umwölkte sich ein wenig, und blieb doch ein Lächeln. Sie wollte sich ein wenig zurückziehen, und es wurde ein Borneigen daraus; und nun standen sie umschlungen in der Strahlenfülle des Morgens.

„Wir haben es ja längst gewußt!“ rief Margarethe, und ihre Lippen suchten nach ausdrucksvolleren Zeichen, als Worte sind.

Das ganze Stübchen war erfüllt vom Lichte; die Blätter der beiden Blumenstöckchen glühten vom frischen Wasser; der goldgelbe Vogel flog auf das blonde Haar seiner Herrin und schmetterte ein langes Lied. Es war die glücklichste Stunde im Leben der jungen neuvermählten Herzen.

Lange standen sie an einander geschlossen, schwiegen, blickten einander nur in die glücklichen Augen. Und dann, wie im Traume, wandelten sie umschlungen in dem schmucken Gemach, und Hylas freute sich an der Sauberkeit und dem Glanze des Geräthes, und an der Sorgfalt, mit der auch die kleinsten Dinge geordnet und gepflegt waren. Schrank und Truhe waren alt und wurmfressig; aber liebevolle Anhänglichkeit an dieses arme Erbe hatten ihm noch einen Rest früherer Stattlichkeit bewahrt, und die Sorgfalt, mit welcher die Eignerin sie geglättet, strahlte als Behagen von ihnen zurück.

Geplaudert mußte werden, vom Herzen fortgeplaudert das wonnige Bangen, und das Glück, für das es keine Worte gab. Uebergenuß hatte Margarethe zu plaudern über die hundert Säckelchen, die alle ihre Geschichte hatten, weil an allen ein Stückchen Leben, eine Stunde des Duldens und Entbehrens hing. Der kleine Büchersack, das Schubfach mit Gauklerwaffen und nachgeahmtem Geschmeide, die Truhe voll Fitterstaat, für geringen Preis gelegentlich zusammengekauft — Alles wurde durchmustert, und keine halbe Stunde ging hin, so überblickte Hylas die ganze kleine bunte Welt, in der seine liebe Nixe bisher gelebt.

„Sie wohnen hier wie in einem Schmuckkästchen,“ sagte er, und auf einen nedenden Blick Margarethens verbesserte er sich: „Du wohnst hier — Ich finde hier nichts von der genialen Unordnung, durch welche sich die Damen der Bühne sonst auszeichnen.“

„Jeder nach seiner Weise,“ antwortete Margarethe. „Die ächte Künstlerin fühlt sich kaum irgend wo anders als auf der Bühne wohl und kennt keinen höheren Genuß, als die Aufregungen ihres Berufes. Das Alltägliche ist lästig, gleichgiltig, und liegt vernachlässigt nebenbei. Ich aber bin ein hausbackenes Geschöpf, eine schwunglose Seele. Was Andre Kunst nennen, ist mir nur Handwerk. Ich wähle es, weil meine weichen Hände zu keinem andren taugen, und weil es sich, so weit ich es brauche, von selbst lernt. Ich weiß nicht, ob es Arbeit ist; aber sie macht mich nicht glücklich. Nur ihr Erlös ist mir willkommen, und meine Freuden wohnen in diesen vier Wänden. Heute sind sie alle beisammen.“

„Wie!“ rief Hylas: „Du bist nicht mit Begeisterung Schauspielerin? So wird es nicht schwer sein, Dich loszumachen, wenn ich Dich heimführe?“

Margarethe lächelte traurig. „Keine Hoffnungen!“ sagte sie. „Nein, keine Hoffnungen! Es ist so bitter, wenn sie zu Grunde gehen.“

„Aber ich werde doch zu einer Stellung und zu Brot kommen!“ rief Hylas entschlossen, fast unwillig.

„Dann wirst Du mich nicht mehr lieb haben, Hylas.“

„Margarethe! Wofür häßst Du mich?“

„Für einen schönen, wunderschönen Jüngling,“ sagte Margarethe und barg ihr Auge an seiner Schulter. „Aber die Nigen werden Dich entführen.“

„Die Nigen!“ lachte Hylas. „Bist Du nicht die erste, und hast mich schon in Deiner Gewalt?“

„Ich bin nicht die Einzige.“

„Was geht eine Andere mich jetzt noch an?“ —

Margarethe schwieg. Sie hätte gerne von der glänzenden jungen Freifrau gesprochen, aber ein langer Kuß hemmte ihre Worte, und sie schloß mit einem Seufzer: „Wie Gott will. Sobald Du mich zu Dir ruffst, komm' ich und will an Deiner Seite arbeiten, was meine armen Hände vermögen. Es wird mir leicht und lieb sein, weil ich dabei nicht an mich zu denken brauche, und ich werde kein weiteres Glück begehren. Will's Gott anders — nun — ein Glück hast' ich ja doch fest; eine Seligkeit ist mir doch geworden. Gehe sie auch in der nächsten Minute verloren — Du hast mir gesagt, daß Du mich liebst.“

Sie warf sich stürmisch in seine Arme und weinte vor Seligkeit. Aber als entfesselte Blüten des Jünglings ihr entgegen athmeten, wehrte sie ihm mit sanft gebietender Anmuth.

Ihre glücklichste Stunde war dahin. Eine junge Magd kam mit einem Korbe und einer Flasche, sagte kein Wort, lächelte nur freimüthig, ohne einen Anflug von Spott oder Einverständnis, ordnete ein Frühstück auf weißem Tuche, bediente, als wär's eine Lust, zu dienen, und ging.

Der Postbote kam, von Margarethe mit Lebhaftigkeit begrüßt und brachte drei Briefe, einen weißen, einen rothen und einen grünen. Der weiße enthielt ein Sonett von einem Schüler, der rothe eine Liebeserklärung nebst Chiffren, unter denen eine Antwort erseht wurde, der grüne, offenbar von einer Frauenhand, einen Glückwunsch zu einem freudigen Ereigniß, das nicht näher bezeichnet wurde. Es war offenbar nur eine Rederei; denn Niemand wußte, was in dieser Morgenstunde geschehen war. Aber die Liebenden erkannten, wie man sich in der Stadt mit ihnen beschäftigte und freuten sich des Zufalls, der ihnen zu rechter Stunde einen Glückwunsch brachte.

Das Gerücht war auch diesmal der Thatsache vorangegangen, und es half nichts, diese zu verheimlichen. In wenigen Tagen war die Stadt von der Kunde erfüllt, daß zwischen Hylas und der kleinen Gretje Rainau ein zärtliches Verhältniß bestehe. Die jungen Damen rümpften die Näschen; insgeheim aber fand jedermann es in der Ordnung.

* * *

Die junge Freifrau von Lichthofen wollte abreisen, ganz gewiß abreisen, morgen, übermorgen, auf ihre Güter, nach Wien, nach Paris. Morgen, übermorgen kam, und die schöne Frau verweilte noch immer in dem behaglichen Blumenhof, wo sie die schönsten Zimmer inne hatte, und war nach wie vor das Entzücken der glänzenden und geistreichen Birkel. Sie war einmal unpäßlich. Das ging vorüber; aber nun trat schlechtes Wetter

ein, und dann gab ein großer Pianist Concerte, die man nicht versäumen durfte, und dann brachte die Bühne ein Preisdrama, welches durchfiel, und zuletzt wurde gar der kleine Götz, der Stolz und Abgott des Hauses Lichthofen, von einem leichten Husten befallen, der durch vorschnelle Abreise zum Stichtusten hätte werden können.

Frau Gerda war ein wenig ängstlich, ihr Verweilen zu rechtfertigen. Zu jeder andren Zeit hätte sie gesagt: „Es ist mein Belieben; ich habe nichts zu thun noch zu versäumen; ich bleibe wo es mir gefällt so lange als es mir gefällt.“ Aber jetzt war da im tiefinnersten Herzen etwas aufgekeimt, das vor der Welt verborgen werden mußte. Ja wie verbirgt man es nur? Unter einer Hülle wachsen solche Pflänzchen nur um so kräftiger, und wenn du sie nicht ausreißen willst, was gar zu wehe thut, so drängen sie sich bald mit einer Fülle von Blättern und Blüthen ans Licht. Hüte dich, armes Frauenherz! —

Gerda hatte ihren Stolz wie irgend eine Frau aus der guten Gesellschaft; aber sie hatte auch warmes Blut wie irgend eine, die aus der Vollkraft der Natur hervorging. Sie war kein armbütiges oder schwindfüchtiges Halbgeschöpf mit jener Halbugend, die sich selber zur Last ist, sondern ein vollbärtiges Menschenkind mit aller Sinnlichkeit und Sehnsucht, die einem solchen mitgegeben ist.

Was vermochte nun die aufkeimende Reigung mehr zu rechtfertigen, als die Schönheit ihres Gegenstandes? Ist sie es nicht, die jede Wahl, jeden Bund rechtfertigt? Was hatte sie sich vorzuwerfen, wenn sie im Stillen selig war, wenn sie der Leidenschaft, die sie äußerlich meisterte, innerlich nachgab? Sie war aller gesellschaftlichen Bande ledig und hatte keine andre Verpflichtung als gegen sich selbst. Warum sollte sie nicht glücklich sein?

Die kluge Frau sagte sich, was jede andre kluge Frau sich an ihrer Stelle gesagt hätte: „Er ist gegen dich fast ein Knabe; er gehört einer andren Gesellschaft, fast einer andren Welt an; seine Liebe hat bereits gewählt, und es ziemt dir nicht, dich um ihn zu bemühen!“ Dies Alles, und noch viel andres Bedächtige und Ehrbare sagte sie sich, und dann erhob sich die warme Welle der Leidenschaft und überspülte die Klügelien und Bedenken mit heftigem Schwall und rosigem Schaume.

Schon hatte die Freiin, im Gefühl ihrer Sieghaftigkeit, einen Brief an Hylas hingeworfen, der ihm mittheilen sollte, er habe Freunde gewonnen, denen seine Zukunft am Herzen läge, und die es nicht als ein Opfer betrachten würden, ihn auf einer ehrenvollen Laufbahn zu unterstützen. Wolte er sich solchen Freunden anvertrauen und ihrer uneigennütigen Sorge hingeben, so wäre er eingeladen, sich zu einer bestimmten Stunde auf einem bestimmten Zimmer im Blumenhofe einzufinden.

Gerda vernichtete den Brief, bevor noch die letzten Schriftzüge getrocknet waren. Dieser Schritt schien nicht frauenhaft, nicht würdevoll. Das Verhältniß, nach dem sie verlangte, sollte sich edel gestalten und durfte nicht leichtfertig beginnen. Wie gerne sie auch ohne Mitwisser und Theilnehmer gehandelt und ihr süßes Geheimniß jedem Dritten vorenthalten hätte, sie fürchtete Mißdeutung selbst da, wo sie Verständniß ersehnte, und beschloß, den Maler — wenn nicht zum Vertrauten ihrer Wünsche, doch zum Vermittler einer Annäherung zu machen. Sie ergriff eine Gelegenheit, das Gespräch auf das Hylasbild zu bringen, und begann, gleichsam zufällig erinnert: „Da fällt mir ein, Meister, ich habe einen Gedanken mit Ihnen zu besprechen, der mir durch den Kopf ging, als Sie mir Ihren schönen Hylas vorstellten. Es war ein guter Gedanke; aber gerade die gehen am flüchtigsten vorüber. Sie werden begreifen, daß man Ihren Hylas

nicht ohne Theilnahme sieht. Er ist Kaufmann, aber er sagte, daß er seine Studien nach dem Tode seines Vaters, also wohl aus Mangel an Mitteln, hat aufgeben müssen. Das ist Schade. Wen die Natur durch die Gabe idealer Schönheit so aus dem Schwarme gehoben hat, der darf nicht in unscheinbarer Stellung verschwinden. Man muß ihn dahin stellen, wo seine Persönlichkeit Strahlen werfen kann. Mit einem Worte: Ich wünschte, es könnte etwas für Ihren Hylas geschehen, und weiß nicht, in welcher Form. Wär' er noch ein Kind, so nähme ich ihn als meinen Sohn an, Götz muß einen Gespielen haben. Mir gilt er nicht viel mehr als ein Kind; aber mit einem Kinde, das man „Herr“ anredet, muß man schon einige Umstände machen —“

Gerda erröthete unter den verständnißvollen Blicken des Freundes, der mit herzlicher Theilnahme beobachtete, wie sich in einem züchtigen Gemüth die Leidenschaft gegen anerkannte Formen auflehnte. Er war zu sehr Künstler, um Sittenrichter zu sein; aber zum Rath aufgerufen, verlangte er nach beiden Seiten hin das Richtige zu treffen, und weder die schöne Freundin in ihren Empfindungen zu kränken, noch seinem Liebling wichtige Vortheile zu verschmerzen.

„Ich erkenne,“ so unterbrach er, „wieder einmal Ihr vortreffliches, hilfreiches Herz, das von seinem Glücke beunruhigt wird, wenn es nicht Opfer bringen kann. Aufrichtig gesagt, ich sehe bei Ihrem Vorhaben keine große Schwierigkeit. Unter Personen von ehrbarer Gefinnung werden auch heikle Angelegenheiten unbesangen und ehrenhaft geordnet, während es unter Leuten von zweifelhafter Lauterkeit und dunklen Antrieben mißtrauischer Vertwahrungen bedarf. Sie bieten arglos, und man wird arglos nehmen. Freilich kenne ich die Absichten unsres Hylas nicht. Man erzählt sich, er wäre nun mit seiner Rize ganz ernstlich verstrickt.“

„Das wird vorübergehen,“ warf die junge Freifrau hin, „das geht mich nichts an; das ist Sache seines Vormunds — oder seine eigene, gleichviel. Eine armfelige Liebenschaft, an der er zu Grunde gehen würde. Ueber ernstern Bestrebungen wird er sie vergessen.“

„Vielleicht,“ antwortete der Professor, „und ich gebe ja zu, daß es zu seinem Besten wäre. Das junge Paar entzückt mich. Ich habe gerne beobachtet, wie es sich zusammen fand; ich möchte es nicht durch das Elend und die Schmach entstellt sehen, die von solchen Verhältnissen unzertrennlich sind. Ist Ihr Vorhaben Ernst, so soll es an meiner Beihülfe nicht fehlen.“

„Ich möchte verborgen bleiben“, fuhr Gerda abgewendet fort. „Sie werden verstehen, Meister, warum ich mich am liebsten zurückzöge. Ich denke es mir am leichtesten und bequemsten wenn Sie als Mittelperson —“

„Ich soll mich als Wohlthäter anbeten lassen mit der milden Hand in fremder Tasche! Nein, Verehrteste, einen solchen Mann vermag ich nicht abzugeben. Offene That zum redlichen Willen, das schafft Gutes; Heimlichkeiten legen den Keim des Unheils in die Werke.“

„Sie führen mich an fester Hand,“ lächelte die Freiin. „Ich habe die besten Absichten. Ich gebe Ihnen die Möglichkeit, etwas Gutes zu bewirken; thun Sie damit was Ihnen gut scheint.“ —

Der Professor sandte ein paar Zeilen an Hylas, worin er ihn zur Rücksprache in wichtiger Angelegenheit berief, und eröffnete ihm, vorläufig ohne den Namen seiner Gönnerin zu nennen, die Ausichten, die er seinem guten Glücke verdankte. Das sel-

same Anerbieten verwirrte den Jüngling; er vermochte sich nicht sofort zu entscheiden, und da man von ihm auch keinen unüberlegten Entschluß verlangte, so dachte er insgeheim mit Margarethe zu Rathe zu gehen. Zwar erschien ihm die Aussicht auf eine ehrenvolle Laufbahn in mancher Hinsicht, und nicht zuletzt um Margarethens willen, verlockend, doch widerstrebte es seinem Selbstgefühl, sich unselbständig einer Gunst hinzugeben, die er, wie er wohl argwöhnte, lediglich seiner Hylasgestalt verdanken sollte.

„Nehmen Sie sich Bedenkzeit, junger Freund, so lange Sie wollen,“ schloß der Professor. „Ich vermag Sie nur darauf zu verweisen, daß jenes Anerbieten von einer der hochherzigsten Personen kommt, die ich kenne, und daß Sie, soviel ich absehe, Ihr Vertrauen nie bereuen werden. Haben Sie indessen Ihre Bedenken, nun, so geben Sie ihnen aufmerksames Gehör, und möge dann Ihre Entscheidung sich zuletzt als die richtige erweisen.“

Hylas begab sich von seinem Gönner sofort zu Margarethen, vor der er kein Geheimniß haben, und ohne welche er über seine Zukunft nicht entscheiden mochte. Wenige Tage vertrauten Zusammenlebens hatten genügt, um sie ihm über Alles werth zu machen, und weil ihm der Gedanke unablässig beschäftigte, wie er ihr ein freundliches Loos bereiten könnte, so erschien ihm das Anerbieten, das ihn so unerwartet gemacht worden war, mehr und mehr in günstigem Lichte. Er wollte ein Fach wählen, in dem er bald Versorgung fände, seine Erwählte, die sich gerne gebulden würde, heimzuführen und seinen Wohlthätern ewig dankbar sein.

Ganz aufgeregt langte er auf Margarethens Stübchen, dem Schauplatze seines jungen Glückes, an, und die Umarmung, mit der sie ihn begrüßte, unterbrechend, berichtete er mit beklommenem Athem von der Gunst, die man ihm zugebracht. Margarethe, die Hände auf seinen Schultern, das Auge mit wachsenden Staunen, dann mit dem Ausdruck des Schreckens auf seine Lippen geheftet, vermochte lange kein Wort hervorzubringen, und als ihr Verlobter sie um ihre Meinung befragte, antwortete sie nur indem ihre Hände matt herabsanken: „Thu' was Du willst.“

„Nein, Grethe, ich habe keinen Willen, außer mit Dir gemeinsam. Ich weiß nicht was ich thun soll. Ich will nur das wählen, was Dich glücklich macht, und bin in Angst, wie ich das Rechte finde. Ich vertraue Dir wie einem guten Engel: Ein Wort von Dir, und die Sache ist entschieden.“

„Hylas!“ rief jetzt Margarethe unter Thränen: „Guter Junge, es ist die Dicht-hofen, es ist keine Andre; weißt Du das nicht? Sie ist schön, ist reich, auch noch jung. Dein schönes Gesicht macht Dich ihr ebenbürtig, und sie ist frei. Sie besitzt alle Mittel, ihren Willen durchzusetzen. Sie wird Dich von mir abwenden, Hylas. Sie ist ein reizendes, ein bezauberndes Weib. Du wirst sie lieben, mich vergessen, und was das Schlimmste ist: Ich vermöchte Dir darüber nicht einmal zu zürnen.“

„Beruhige Dich, mein Gretchen,“ beschwor er sie ängstlich und barg ihr schmerz-entstelltes Gesicht an seiner Brust. „Kein Wort mehr von dem Handel. Ich gehe noch heute zu Kürnberg und sage Nein. Es ist auch zu spät für mich, noch einmal zu studiren. Ich muß auf meinem Wege weiter, und ich habe kein andres Ziel als Dich, mein Gretchen.“

„Ich kann nicht von Dir lassen,“ sagte Grethe, und ein Lächeln wie Sonnenschein beim Regen, ging über ihr Gesicht. „Du hast mir gesagt, daß Du mich liebst, und das gilt für alle Zeiten. Du hast mein armes Leben von mir gewollt, mit dem Wischen



Schönheit, das bald abwelken wird, und mit allem Glück und Unglück, das Gott darauf geladen, und ich habe Dir mein armes Leben gelobt. Das kann nun nicht mehr anders sein, und wenn ich Dich einer Andern überlassen müßte, so würde ich eher sterben.“

„Sprich nicht so!“ rief Hylas heftig: „Mein Leben ist eins mit dem Deinigen, und daß es Jemand gelingen sollte, uns zu trennen — das kann gar nicht sein. Ich werde Kaufmann bleiben, werde noch ein paar Jahre lernen und dann eine auskömmliche Stellung suchen. Es wird nicht lange währen, und ich werde Dir sagen können: Gretchen, unser Nest ist bereit.“

„Mein lieber Schatz!“ rief sie, und ihr Auge leuchtete. „Dann wollen wir fliegen wie die Schwalben und unser Nest besorgen. Ich will arbeiten, daß mir das Blut aus den Fingern quillt, und mich dabei glücklicher fühlen, als in einem sorgenfreien Leben, das Du keinem andren Verdienste als dem Wohlgefallen einer schönen Frau verdankt hättest.“

„So schlimm wär' es doch nicht,“ beschönigte Hylas. „Alle Gunst hilft nicht, wenn nicht mein Kopf das Beste thut.“

„Es soll aber nicht sein!“ rief Margarethe heftig, und ihr Füßchen traf hörbar die Diele. „Das ist bettelhaft gedacht, nicht adlig.“ Ihre kleinen Hände ballten sich, und über das weiße Gesicht gingen die Schatten des Jornes: „Entweder das Wort, das Du mir gesagt hast, ist etwas werth, so wirst Du so viel Kraft haben, ein Stück Brot zu schaffen; oder Dein Wort ist nichts werth, so thu' was Du willst.“

Hylas stand bestürzt vor seiner Nixe. Er hatte solche Festigkeit bei ihr nicht geahnt und erkannte jetzt, was für ein zornfunkelnder Dämon in diesem zarten, hellblonden Gehäuse wohnte. Er hatte Mühe sie zu versöhnen, versicherte nochmals, daß keine Macht ihn von seiner trauten Margarethe trennen solle, und indem er eiligen Abschied nahm, um seinem Gönner Kürnberg eine ablehnende Antwort zu bringen, versprach er, noch spät Abends, nach Schluß des Theaters, zu erscheinen, um über den Ausgang der Sache zu berichten. Er ging, erfüllt von Mitleid für sein geliebtes Mädchen, das bei dem Gedanken, ihn an eine Andre zu verlieren, ihre Anmuth in Leidenschaft verkehrte und sich kein andres Ende ihrer Liebe denken konnte, als den Tod.

* * *

Hylas traf den Maler nicht zu Hause, wurde aber bei der Hausfrau vorgefassen, um den Herrn zu erwarten. Als er eintrat, fand er zu seiner Bestürzung Frau von Lichthofen, die zufällig — oder in wichtiger Angelegenheit — vorsprach. Sie war in schwarzem Sammet, mit Schwan gesäumt, prächtig und stattlich, wie eine Fürstin; nur ihr Lächeln war das eines jungen Mädchens. Sie schien keine Förmlichkeit zu kennen, und während die Professorin ihre Hauswürde mit steifer Grazie bewahrte, bot Gerda dem Ankommenden munter und unbefangene die Hand.

„Ach unser Hylas!“ rief sie, und in süßem Schrecken vor der schönen Stimme und der ganzen liebreizenden, zugleich großartigen Erscheinung bebte der Jüngling und empfand, eben erst durch Margarethens Härlichkeit erschüttert, die Wirkung einer andren Macht.

Gerda ließ ihm keine Zeit, sich zu fassen, und überwältigte ihn durch ihre Liebenswürdigkeit. Er gewann vor sich selbst an Bedeutung, als sie sagte: „Man sieht das Urbild des Hylas sehr selten, zu selten. Ein Andern, von einem Maler verewigt, wäre

der Held jeder Gesellschaft und der Liebling der Frauen. Sie aber entgehen solcher Auszeichnung durch Ihre Zurückgezogenheit und verderben dadurch der Welt eine Freude, woran sie ohnehin so arm ist."

Und das sagte die lebenskundige Frau mit so unbefangener Zierlichkeit, und die Worte perkten ihr so glatt und rund von den Lippen, daß selbst die Professorin, sonst eine gewandte und keineswegs zimperliche Frau, mit überraschten Blicken zu fragen schien, wie man das nur so gerade heraus sagen könnte. Hylas vermochte wenig zu erwidern. Einem kleinen blonden Schächchen wie Margarethe, und mochte es auch anbetungswürdig hübsch sein, wußte er sich, nach einiger Erfahrung, bereits gewachsen und verstand ihm zuversichtlich zu begegnen; aber vor einer Frauenhoheit wie diese, die mit ihrem Herrscherstabe sofort an sein Herz zu rühren vermochte, wußte seine Besonnenheit nur allmählich, und das erregte Blut sprang ihm in die bräunliche Wange. Entzückend schön war er in dieser Befangenheit und Verwirrung; die Weißen unbesetzter Jugend standen auf seiner Stirn; Gerda versank in seinen Anblick und sein Bild prägte sich tiefer in ihr Herz. Sie machte kein Hehl aus ihrem Wohlgefallen und ihre dunkelblauen Augen, die sonst so gleichgültig auf den Männern hasteten, strahlten den Jüngling mit einem Feuer an, das auch in dem feinigern erwidernde Blicke zündete.

Sie fanden nicht sofort den Faden zum Gespräch, und es blieb eine Weile still in dem behaglichen Gemach. Dann und wann scholl von einem Nebenzimmer her ein nachdrückliches Wort: Es war die Stimme eines Lehrers, der den Kindern des Professors Unterricht gab.

"Nun," so fand endlich Frau von Lichthofen das Wort, „wie geht das Geschäft?"

„Danke bestens, gnädigste Frau. Immer im alten Geleise.“

„Und Sie haben sich wirklich für immer drein ergeben?"

„Was soll ich thun? Man darf seinen Beruf nicht zu oft wechseln, sonst kommt man zu nichts. Auch ist der Beruf des Kaufmanns, wenn man ihm nach allen Seiten hin gerecht wird, nicht so wenig anziehend, wie man gewöhnlich annimmt.“

„O ich weiß!" lachte Gerda, „Handel und Wandel umfassen ein weites Gebiet, eine ganze Wissenschaft, und ich selbst kenne einige königliche Kaufleute, die an Kenntnissen keinem Professor weichen. Indessen das Rechnen, das ewige Rechnen, das fortwährende Auslugen nach dem Vortheil, das unaufhörliche Schwanken zwischen Gewinn und Verlust hilft nicht eben zur Bereidung des Charakters, und so scheint mir ein solcher Beruf nur für den geeignet, an dem nicht viel zu verderben ist. Auch Sie haben ihn ja nicht aus freiem Antriebe gewählt. Sie beschäftigten sich vordem mit der Rechtswissenschaft. Es beleidigt mich, wenn Kräfte, die sich zu einem edlen Berufe befähigt fühlen, durch Verhältnisse in einen minder edlen gezwungen werden, wo sie verkommen.“

„So halten gnädigste Frau die Rechtswissenschaft für einen ganz besonders edlen Beruf?"

„Gewiß nicht; dieser Beruf bringt nur den Mann besser zur Geltung, als mancher andere; aber ich kann mir den Juristen, wenigstens den praktischen Richter, nicht ohne einen gewissen Grad von Rohheit vorstellen. Das Recht ist in vielen Fällen hart und ungerrecht, und Mancher muß ihm wider bessere Ueberzeugung dienen, nur weil er dafür bezahlt wird. Die Advocaten vollends scheinen mir kaum den Namen ehrlicher Leute zu verdienen. Das sind alles unfreie, verkümmerte, entstellte Creaturen. Nein, mein Herr, diesen Beruf hätte ich Ihnen auch niemals angerathen. Ich möchte Sie weder auf einem

Richterstuhl, noch auf einer Kanzel oder einem Katheder sehen. Um mir einen harmonischen Eindruck zu machen, müßten Sie vor Allem nach jeder Richtung frei, also auch jeder kleinlichen Bebrängniß entnommen sein, und Ihre Bestrebungen müßten der Kunst angehören, wenigstens ihrer Wissenschaft, wenn Ihnen die Ausübung versagt ist. Sie müßten auf allen Gebieten des Wissens aufspüren was der Schönheit dient und durch sie geweiht ist, müßten die Welt durchfliegen um sich anzueignen was Genien Schönes schufen. Die Natur hat Sie bestimmt, in der Schönheit zu leben und sie der Welt zu vermitteln; jeder andre Beruf entsetzt Sie."

Dem jungen Manne wurde es kalt und heiß bei dieser unverhohlenen Huldigung, die von der anmuthigen Lippe kam, und die Wollust geschmeichelter Eitelkeit durchrieselte ihn bis zu den Fingerspitzen. Es war ihm, als müßte er die weiße Hand, die von der Lehne des Sessels niederhing, mit heftigen Küßen bedecken, und vielleicht war es nur die Gegenwart der Hausfrau, die ihn zur Besinnung brachte. „ *Gnädigste Frau beglücken mich durch Ihr wohlwollendes Urtheil,*" antwortete er mit einem ziemlich zuversichtlichen Blicke. „ *Vielleicht hätte ich Reigung und Talent zu dem Berufe, den Sie nennen; indessen ist mir ja meine bescheidene Bahn durch die Verhältnisse vorgezeichnet, und ich muß mich damit trösten, daß das Leben eine harmonische Gestaltung des Menschen nur selten begünstigt. Man verzichtet leicht auf den Vorzug, nicht zu den Auserwählten zu gehören.*"

„*Man soll nicht darauf verzichten,*" eiferte Gerda, „*wenn man nicht zu verzichten braucht —*"

In diesem Augenblicke wurden im Nebenzimmer die Stühle sehr geräuschvoll gerückt und Kinderfüße polterten heran. Dann wurde die Thür aufgerissen und die stürmische Jugend, eben vom Lehrer losgelassen, brach herein. Voran ein etwa sechsjähriger Knabe in braunem Sammet und gesticktem Weißzeug, der sich mit dem überlauten Rufe „*Mama!*" in den Schooß der schönen Freiin stürzte, während die vier Kinder des Professors, schulpflichtige Knaben und Mädchen, durch den Besuch überrascht, nur schüchtern folgten.

„*Mama,*" bat der Knabe, „*Ich will auch so einen Lehrer, wie der Hans Kürnberg hat. Aber ich will einen schöneren, der nicht so schreit.*"

„*Nicht so wild, Götz!*" verwies die Mutter, und ihre weiße Hand wühlte lieblosend in dem dichten dunklen Haar ihres Knaben. „*Du wirst einen Lehrer haben, wenn es Zeit ist und wenn Du so klug geworden bist, daß Du etwas lernen kannst.*"

„*Und noch immer zu früh,*" lächelte der Gast. Da wandte sich Götz, durch die fremde Stimme überrascht, nach ihm um und nach einem langen Blick aus den großen blauen Augen griff er hastig nach dem Arme seiner Mutter und sagte: „*Mama, den will ich haben, der ist schön.*"

„*Ah — der Geschmack!*" rief die Professorin. Frau von Lichthofen fuhr ein wenig zusammen, als wäre ihr plötzlich ein Gedanke gekommen, und dann, mit einem ihrer bedeutamen Blicke auf Hylas, sagte sie: „*Es kommt noch so weit, daß die Jugend sich ihre Lehrer selbst wählt.*"

„*Ja, Mama?*" bat Götz. „*Ich will ihn haben.*"

„*Du bist ein unkluges Kind,*" lachte die Mutter. „*Denkst Du denn, daß der Herr Dein Lehrer sein möchte? Du bist viel zu unartig.*"

„*Ich will gut sein, Mama. Aber er soll mein Lehrer sein, ich will ihn haben.*"

Hylas war durch die unbewußte Huldigung, die seiner Schönheit von einem Kinde gebracht wurde, abermals geschmeichelt und nickte ihm lächelnd zu. „Nun so geh,“ sagte die Mutter, „frag' ihn, ob er Dein Lehrer sein möchte.“

„Komm!“ rief Hylas und griff den Knaben bei der Hand. „Komm, wir wollen gut Freund sein.“

Bögernd ergriff Götz die dargebotene Hand; dann warf er seine Arme um den Hals des Jünglings und küßte ihn, während die andern Kinder sich lachend hinzudrängten.

„Nicht so wild, Götz!“ rief wieder die Freiin. „Nicht so stürmisch! Der Herr antwortet Dir nur, wenn Du ruhig und vernünftig bist.“

„Willst Du mein Lehrer sein?“ fragte Götz.

„Das kann ich nicht,“ antwortete Hylas. „Ich bin kein Lehrer; aber ich will Dich lieb haben.“

„Du sollst aber mein Lehrer sein,“ sagte der Knabe weinerlich.

„Still, Götz!“ verwies nun die Mutter in strengerem Tone. „Du weißt nicht, was Du willst; Du wirst lästig. Es geht nicht Alles, wie Dein dummes Köpfschen will. Herr Limbach ist Kaufmann und kann keine wilden Duben leiden. Ja wenn Du recht brav wärst —“

„Einen solchen Jungen zu erziehen, wäre freilich eine Freude,“ schmeichelte jetzt Hylas. „Jetzt brauchst Du noch keinen Lehrer; sei froh darüber. Jetzt kannst Du Dich noch lustig tummeln. Wenn Du einmal einen Lehrer haben wirst, so wird er Dir nicht gefallen.“

„So pflegt es zu kommen,“ sagte die Professorin, indem sie sich erhob und nach der Stuhuhhr auf dem Kamin sah. „Der Professor muß nun doch bald kommen,“ fuhr sie fort und ergriff einen Schlüsselbund. Häusliche Pflichten riefen sie ab, die Kinder folgten ihr. Auf der Schwelle wandte sie sich an Hylas zurück und fragte: „Sie nehmen doch den Thee mit uns?“

Diese Einladung stimmte zu den heimlichen Wünschen des Jünglings; er sagte gerne zu, weil er ja auch den Professor erwarten wollte.

So blieb Hylas mit Frau von Lichthofen und ihrem Söhnchen allein. Er war ganz zufrieden, daß die schweigsam beobachtende Professorin fort war, denn so viel hatte Gerda ihm doch schon angethan, daß ihm, wie getreulich er auch an Margarethe zurückdachte, in der Nähe der liebreizenden Frau sehr wohl war. Sie hatte sich in einer halben Stunde ihn so vertraut gemacht, daß er die Angelegenheit, die ihn hergeführt, am liebsten mit ihr selbst anstatt mit dem Professor besprochen hätte, und während sein Blick sich an den vollendeten Formen des schönen Weibes weidete, fühlte er sich so mächtig von ihr angezogen, daß er ihr Alles was sein Herz bewegte und seinen Willen bestimmte, stürmisch hätte vertrauen mögen. Sie war gewiß eben so gut wie schön. Ihre Empfindungen für ihn, den reizenden Hylas, waren am Ende leicht erklärlich, gingen aber wohl nicht ernstlich über die hilfreiche Theilnahme hinaus, die sie ihm anbieten ließ. Die Klust zwischen ihr und ihm war ja so weit, sie konnte nicht daran denken, sie zu überschreiten, und sie dachte auch nicht daran. Sie war eben eine reiche, hochherzige Frau, die das Bedürfniß fühlte Gutes zu thun und es am liebsten dem erwies, der ihr gefiel. Natürlich. Wäre sie ein Mann — wo wäre da ein Bedenken? Ein solcher könnte nach Belieben handeln. Die Frau, die junge schöne Frau, hat Rücksichten zu nehmen und Mißdeutungen zu vermeiden; daher bedient sie sich einer vertrauten Mittelsperson. Dabei

ist nichts Verhängliches, nichts Gefährliches. Gegen Hylas bedurfte es solcher Vorsicht allerdings nicht; er würde ihr eine offene Erklärung geben, und sie seine Gründe zu würdigen wissen. Und übrigens: — Wäre es nicht übereilt, die Theilnahme der vor-
trefflichen Frau zurückzuweisen? Wäre es nicht süß, ihr verpflichtet zu sein? Und über
Alles hinaus: Ließe sich von ihrer Großmuth nicht annehmen, daß sie ihre Theilnahme
auch auf Margarethen ausdehnte?

Diese Gedanken drängten sich im Kopfe des schönen Hylas während einer Pause
des Stillschweigens, welcher die Freiin ein Ende machte. „Mein Sohn,“ sagte sie, in-
dem sie diesen zu sich auf den Sessel zog und mit seinem Haar spielte: „Mein Sohn hat
für seine sechs Jahre mitunter ganz geschiedte Gedanken. Es wäre ja auch nicht unmög-
lich, daß Sie sein Erzieher würden. Was meinen Sie?“

„Ich, als Kaufmann?“ fragte Hylas verwundert.

„Das nicht.“ Lächelte Gerda, und aus ihren Augen spann sich gleichsam ein Netz
von Strahlen um den Jüngling. „Sie ziehen den Kaufmann aus und nehmen Ihre
Studien wieder auf. Nicht die juristischen, die habe ich Ihnen bereits widerrathen,
aber solche, die der harmonischen Ausbildung dienen und eine angemessene Vorbereitung
für das Leben gewähren. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, welche das sind. Sie dürfen
sich nicht mit Schulkennntnissen beladen, das macht Sie untauglich zum Führer und Ge-
fährten eines Knaben, dem sein gutes Geschick eine freie Entwicklung vergönnt wird.
Nach einem Studium von zwei oder drei Jahren, auf dieser Universität oder auf irgend
einer andren, sind Sie für eine Stellung als Erzieher eben so, hoffentlich besser befähigt,
wie jeder junge Theolog, der es unternimmt, die Kinderschaar auf einem kleinen Land-
gut zu unterrichten, und mein Götz ist unterdessen so weit, daß er einen Erzieher braucht.
Ich beabsichtige nicht, und sein Vormund auch nicht, ihn mit einem gelehrten Herrn auf
zehn Jahre zusammenzusperrn, bis er etwa ein Examen machen kann, sondern ich ge-
denke ihn überall hinzuführen, wo er Welt und Menschen, Natur und Kunst an den
Quellen studieren kann, und sein Erzieher wird ihn dabei anzuleiten wissen. Für diese
Schule bestimme ich zehn Jahre, dann nehme ich an, daß mein Sohn einige Universi-
täten besucht, und gründlich vorbereitet, mit seinem Erzieher eine große Weltreise antritt.
Erst nach seiner Rückkehr will ich seine Erziehung für abgeschlossen ansehen und ihm sich
selbst überlassen. Er mag sich dann einen Wirkungskreis nach seiner Reigung wählen.“

„Mama!“ rief Götz dazwischen, der bis dahin, die Augen träumerisch auf Hylas
geheftet, mit dem Medaillon am Halse seiner Mutter gespielt hatte. „Mama, wird er
mein Lehrer sein?“

„Das wissen wir noch nicht,“ antwortete sie. „Sei auch nicht so vorlaut!“ —
„Sie sehen also,“ fuhr sie gegen Hylas fort, „die Erziehung meines Sohnes wird etwa
fünfzehn Jahre erfordern, und es wird mir schwer werden, eine Persönlichkeit dafür
aufzufinden, die meinen Anforderungen entspricht und den besten Theil des Lebens an
die Erziehung eines Knaben setzen will. Das erfordert eine Hingebung, die kaum zu
vergessen, Opfer, die kaum aufzuwiegen wären. Zwar darf ich versprechen, daß für den
Erzieher meines Sohnes nach Vollendung seiner Aufgabe so gut gesorgt sein würde, als
hätte er ein einträgliches Staatsamt bekleidet, aber selbst diese Aussicht fürchte ich, wird
für einen tüchtigen jungen Mann wenig verlockend sein, und einen Niething mag
ich nicht.“

„Meine gnädigste Frau,“ antwortete Hylas unsicher, „ich glaube, daß Mancher

Grund hätte mit einem Loose, wie Sie es bieten, zufrieden zu sein. Seine ganze Kraft der Ausbildung eines jungen Mannes hinzugeben, der schon durch sein großes Besitztum einflußreich werden soll, ist mindestens eben so ehrenvoll, als ein Paar hundert Köpfe zu bilden, die allzeit mittelmäßig bleiben, und gewiß mehr als Einer würde es vorziehen, unter angenehmen Verhältnissen die Welt zu sehen und sich fortzubilden, als in einem fargen und aufreibenden Amte zu verkümmern.“

„So scheint es mir,“ sagte Gerda, „und ohne Zweifel würde die Stellung sich um so günstiger und beglückender gestalten, je mehr sich die Herzen des Erziehers und des Jünglings zusammenfinden. Die Mutter wäre übergelüchlich, wenn sie ihren Sohn an der Seite eines liebevollen Lehrers wüßte. Glauben Sie nicht, daß Sie ihm ein solcher werden könnten?“

Göth hatte den letzten Theil der Unterredung mit wachsender Aufmerksamkeit angehört. Nun sprang er auf Hylas zu, und ihn lebhaft umhalsend, rief er: „Ja, Du mußt mein Lehrer sein: denn ich habe Dich lieb.“ Er küßte ihn häufig und heftig; Hylas mußte sich unter Lachen drein ergeben.

„Der Junge ist ganz verzaubert,“ fuhr Gerda fort. „Sie scheinen es auch ihm angethan zu haben. Was denken Sie denn nun über meinen Vorschlag?“

Hylas blickte ihr ins Auge und vermochte nicht Nein zu sagen.

„Es sollte Sie nicht gereuen,“ setzte sie leise hinzu, und mit einem Tone, der den Jüngling wie ein Sirenenlied berauschte.

„Du mußt! Du mußt!“ rief Göth unaufhörlich, küßte ihn wiederholt und drängte sich fest an seine Brust.

Der Jüngling rang mit Schmerzen gegen die übermächtige Lockung. Margarethens Bild war ihm gegenwärtig; aber es erblaßte und zerstob vor den warmen Wangen, den leuchtenden Augen und dem erwartungsvollen Antlitze der schönen Frau. Er wußte, daß von seinem Worte seine Zukunft, sein ganzes Leben abhing; er haftete mit einem beinahe ängstlichen Ausdruck an Gerda's zauberkräftigen Augen, und als ob ihr Blick ihm das Wort aus der Seele gezwungen, flüßerte er: „Ich will's bedenken.“

„Thun Sie das,“ sagte sie stolz, erhob sich und schritt nach dem Fenster zu, wohin das Licht der verhängten Lampe nicht drang. Göth aber hatte keine Antwort für ein Ja genommen und tänzelte frohlockend umher: „Ich bekomme einen Lehrer, ich bekomme einen schönen Lehrer, einen schöneren als der Hans Lärnberg; das muß ich ihm sagen!“ Fort war er, und Gerda, die ihn durch einen halbblauten Ruf zurückzuhalten versucht hatte, ließ ihn doch lieber gehn und trat tiefer unter die Vorhänge der Fensterlnische.

„Warum bedenken?“ fragte sie von dort aus mit leiser Stimme. „Was haben Sie zu bedenken? Sind Sie nicht Herr Ihres Willens? Spüren Sie keine Vorahnung von Glück in Ihrer Seele?“

Hylas erbebt vor süßen Schauern. Vor seinem Auge that es sich auf wie ein Berg des Märchens, und alle Herrlichkeiten und Seligkeiten des Lebens glühten, leuchteten ihm entgegen. Er erhob sich, er wollte zu ihr; aber noch war sein Fuß vor Schächternheit festgebann. Da streckte die schöne Gestalt aus dem Schatten, der sie umgab, ihm die weiße Hand entgegen und flüßerte: „Ich möchte Sie glücklich sehen.“

Der Augenblick wirkte auf den warmblütigen Jüngling mit seiner ganzen Uebermacht. Die Locken neben seiner Wange hebten, seine ganze Gestalt dehnte sich empor, wuchs wie unter einem solchen Gedanken. Noch einen kleinen Schritt kam sie ihm ent-

gegen: — Da schwanden ihm die Sinne, er stürzte auf sie zu und kaum berührte er ihre Hand, so sank er, fast besinnungslos, an ihr nieder und liebteste ihre beiden Hände, die ihn aufrichten wollten, mit seinem heißen Odem.

„Hylas!“ flüsterte Gerda und die Spitzen ihrer Finger strichen mit elektrischem Zittern über seine Lippen. Sie kämpfte mit sich, wie eben ein adliges Weib gegen die Mächte der Natur und den heimtückischen Augenblick kämpfen soll. Zuletzt, wie in einem festen Entschluß, athmete sie auf: „Fassen Sie sich,“ sagte sie ruhig. „Sie gefallen mir wohl. Sie werden an mir eine liebevolle Freundin haben.“

* * *

Als der Professor erschien, hatte er eine kurze Unterredung mit Hylas. Er theilte ihm seinen Auftrag ohne Umschweife mit und erfuhr, daß Hylas bereits Gelegenheit gehabt, mit Frau von Lichthofen zu sprechen und durch ihren gnädigen Zuspruch bewogen worden war, das Anerbieten anzunehmen.

„Gut,“ sagte Kürnberg, „das freut mich. Die Lichthofen ist eine vortreffliche Frau und wird es verstehen, das ungewöhnliche Verhältniß für beide Theile ehrenvoll zu erhalten. Bei jeder anderen Frau würde ich mehr als ein Fragezeichen zu machen haben; bei dieser nicht. Mag's Ihnen Glück bringen, Hylas, und versprechen Sie mir, überall, wo etwas Verwirrendes eintritt, mich zu Rathe zu ziehen. Ihr seid mir beide lieb, der Hylas nicht minder als die warmherzige Lichthofen und ich werde meine Freude haben, wenn einmal ein gutes, ganz fleckenloses Menschenwerk zu Stande kommt.“

Die Beiden traten dann in das Speisezimmer und fortan wurde in der Familie des Professors über die Beziehungen des jungen Mannes zu Frau von Lichthofen mit aller Unbefangenheit verhandelt. —

Dem armen Hylas aber war bei seinem Abschied aus dem Hause des Professors nicht zu Rathe, als wäre sein Glück für alle Zukunft begründet. Er wußte sich in der Gewalt einer schönen, mächtigen Frau und hatte sich derselben so weit überliefert, daß er sich der Untreue gegen ein andres Herz anklagen mußte, welches ihm so sicher vertraute. Er hatte Margarethens Rath und Willen in den Wind geschlagen und war den Lockungen erlegen, die der prächtigen Edelfrau in so reichem Maße zu Gebote standen. Vergebens suchte er sich zu überreden, daß seine Beziehungen zu der Letzteren niemals über die eines Schütlings zu einer Gönnerin hinausgehen würden; sein Gewissen warf ihm vor, daß er über jene Beziehungen niemals werde sprechen können, ohne zu lügen und um dieser Folter zu entgehen, beschloß er, nachdem er schon mehrmals an Margarethens Hause vorüber gegangen war und ihren Schatten hatte auf und ab wandeln sehen, lieber sein Wort zu brechen und ihr für heute ferne zu bleiben, als ihr in seiner gegenwärtigen Stimmung vor die Augen zu treten. Er wollte sie nicht kränken, nicht verlassen. Er liebte sie ja, wollte ihr treu sein, das war unumstößlich. Aber sie mußte sich nunmehr mit seinem Lebensplane befreunden und sich überzeugen lassen, daß er in dem Augenblicke seiner Einwilligung seine kleine Nige nicht vergessen, vielmehr mit seinem Glücke zugleich das ihrige begründet habe.

Hylas gewann es wirklich über sich, nach Hause zu gehen, ohne Margarethe zu beruhigen. Erst am folgenden Morgen, nachdem eine schlaflose Nacht seine Lebensgeister abgetödtet und die Aufregungen seines Gemüthes geschlichtet hatte, trieb ihn das Mitleid mit dem harrenden Mädchen, sie aufzusuchen. Uebrigens war er mit sich vollauf zufrieden.

Er erwog, wie thöricht es gewesen wäre, um gewisser peinlichen Bedenken willen die Aussicht auf eine heitere genussreiche Zukunft zu verschmerzen und hoffte, daß seine anhängliche Verlobte sich bald zu seiner Ansicht bekehren werde.

Sie hatte auf ihn gewartet die ganze lange Nacht und trat ihm, als sie seinen schenen Schritt auf der Stiege erlauscht, schon in der Thür entgegen. Sie war blaß, übernächtig und die gerötheten Augen glühten in grauschattigen Höhlen. Sie war lange nicht so hübsch wie sonst. Ach! Die Blüthe der Schönheit welkt oft in einer kummer-vollen Nacht.

Mit einem Blick erkannte Margarethe aus Hylas' Mienen Alles, was er ihr zu be-richten hatte und während er es ihr fein beschönigend beizubringen suchte und dabei schonend und rücksichtsvoll zu verfahren meinte, sah sie tief im Herzen die ungeschmückte Wahrheit und weinte statt jeder Antwort. Wohl wollte ihr Schmerz mitunter wie eine wüthende Dogge losbrechen; aber von ihren Thränen besänftigt, kauerte er winselnd im verborgensten Winkel des Herzens.

Hylas bot alle Zärtlichkeit auf, um sein süßes Kind zu beruhigen. Nun hätte er gern ungeschehen gemacht, was doch vollendet war, um die glückseligen Stunden, die aus der hellen Dachstube entflohen waren, wieder zurückzuloden. Aber seine Worte hatten keine Kraft, weil sie der Wahrhaftigkeit entbehrten. Er war darauf bedacht, Margarethen Alles zu verhehlen, was ihre Hoffnungen vernichten konnte; sie aber ergänzte leicht, was er verschwieg und er selbst wurde vor ihrem ergreifenden Schmerz endlich des Lügens und Verhehlens müde. Er mußte sich ja selbst sagen, daß die Verpflichtungen, die er eingegangen war, ihn für so viele Jahre von Margarethen entfernen würden, daß an eine Vereinigung mit ihr, guten Willen vorausgesetzt, kaum noch zu denken war.

Auch zeigte sich Margarethe, als ihre Thränen versiegten, von jeder Selbsttäuschung frei. „Was soll ich nun thun?“ sagte sie. „Soll ich Dir sagen: Geh, ich habe Dich nicht mehr lieb —? Das wär' eine Lüge, denn ich kann nicht von Dir lassen.“ Erneute Thränen stürzten aus ihren Augen und ihr Arm legte sich matt auf die Schulter des Verlobten. „Ich hätte Dich ja auch nie lieb gehabt,“ fuhr sie fort, „wenn ich Dir jezt sagen könnte, ich habe Dich nicht mehr lieb, weil Du mir entfliehen willst. Am meisten kränkt mich, Du wirfst Dein Herz verschwenden und vergeuden und wirfst zuletzt kein Herz mehr haben für irgend etwas.“

Es waren schale, sinnlose Worte, die Hylas der Untröstlichen zum Troste zurückgab. Dann nahm er die Pflicht zum Vorwande, sich loszureißen, denn er hatte sich im Comptoir bereits seit zwei Stunden erwarten lassen. Zu wiederholten Malen hatte sein Principal Gelegenheit gehabt, ihm Verspätungen oder sonst Pflichtwidrigkeit vorzuwerfen, heute aber, weil durch Limbach's Ausbleiben wichtige Correspondenz verzögert war, empfing er ihn mit nachdrücklicher Rüge. Er taue nicht zum Kaufmann, sagte er ihm gerad' heraus, denn Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit, welche des kaufmännischen Geschäftes Grundbedingungen wären, kämen ihm nun täglich mehr abhanden, und der Grund davon wäre leicht zu errathen. Es wäre kein ander, als des Herrn Limbach Bekanntschaft mit jungen Damen von der Bühne und er, der Principal, wäre keinesweges gesonnen, einen jungen Mann zu beschäftigen, der um seiner Liebesgeschichten willen in aller Leute Munde wäre. Er habe nichts gegen sein hübsches Gesicht, aber ein solches wäre mitunter ein Unglück für die jungen Leute.

Hylas, durch seine Triumphe und Hoffnungen zübersichtlich und in dem stolzen

Gefühl, daß er eigentlich keinen Meister mehr brauche, erwiderte mit wenig Ehrerbietung, daß er, wenn sein Herr ihm die Befähigung zur Kaufmannschaft abspäche, gerne bereit wäre, sich in einem besseren Wirkungskreise zu versuchen. Der Herr, unbekannt mit den Ausichten des jungen Mannes, gedachte ihm eine Lehre zu geben und stellte ihm frei, sein Haus auf der Stelle zu verlassen, war jedoch nicht wenig bestürzt, als Hylas von dieser Erlaubniß hastigen Gebrauch machte und nicht mehr, wie der Kaufherr vermuthete, nach kurzer Zeit reuig zurückkehrte.

Dieser Trost, welcher sonst junge Männer in eine Nothlage zu bringen pflegt, ging dem Einen diesmal ohne Noththeit hin, denn schon am folgenden Tage erkannte er, wie seine schöne Gönnerin ihrer Verheißung die That folgen ließ. Zu einer Stunde, als er von der Mahlzeit zurückgekehrt, auf seinem zerschliffenen Divan lag und mit einiger Bangigkeit erwog, ob ihm sein schroffer Abschied aus dem Kaufhause nicht übel ausfallen werde, fuhr ein stattlicher Wagen vor und von einem silberverbrämten Diener begleitet, sprang ein Knabe im russischen Pelzrock die Treppe hinan. Der Diener klopfte sehr bescheiden, Götz aber, ehe noch das „Herein“ erklang, stand mit einem Sprunge in dem bescheidenen Zimmer und musterte mit klugen Blicken das verwitterte Geräth.

„Frau Baronin von Bichthofen —“ so begann der Diener.

„Mama läßt um Deinen Besuch bitten,“ kam Götz jenem zuvor.

„Gnädige Frau reisen morgen ab und wünschen Herrn Limbach noch zu sprechen.“

„Und Du mußt sogleich mitkommen!“ rief Götz. „Du mußt. Mama sagt, es geht nicht, aber Du mußt; Du bleibst bei Deinem Götz. Draußen ist ein Wagen, da steigen wir ein und dann fahren wir zur Mama und dann fahren wir zum Bahnhof und dann fahren wir nach Berlin. Mama geht nach Berlin.“

„Es ist nicht Alles so leicht, wie Dein kleiner Kopf es sich denkt,“ belehrte Hylas und gab dem Diener Bescheid, daß er zur passenden Zeit die Ehre haben werde.

„Du sollst mitkommen!“ rief Götz in trozigem Tone und sein glänzender kleiner Stiefel stampfte den Boden. Aber Hylas umfaßte ihn lachend und mit einem Fuß auf die Stirn sagte er ihm ernst: „Du mußt Deinem Lehrer folgen, guter Götz.“ Da gab dieser ihm nach und ließ sich, obwohl mit weinerlicher Miene, zum Wagen bringen.

Niemals hatte Hylas mit so viel Selbstgefälligkeit in den geborstenen Spiegel geschaut wie jetzt, da er sich zum Besuch im Blumenhause rüstete. Er begann zu prüfen, was eigentlich an ihm die Frauen so Entzückendes fänden und schwelgte im Anblick seines Spiegelbildes. Er konnte kein Ende finden, seine Haare zu ordnen und seine Halskleiße nach allen Regeln der Schönheit zu schniegeln. Mehr als eine Stunde ging darüber hin und als er endlich seinen Gang mit großer Selbstzufriedenheit antreten wollte, wurde er durch ein zierliches Briefchen überrascht. Sein erster Gedanke war, es käme von Margarethen, aber es erwies sich als die Herzensergießung einer unbekanntes jungen Dame, die ihn einlud, wenn es ihm am letzten Samstag im Theater mit seinem untergeflüchten Blide nach der vierten Loge des zweiten Ranges Ernst gewesen wäre, um acht Uhr desselben Abends an der rechten Seite der kleinen Kapellenstraße entlang zu kommen, da sie dann in Begleitung ihres Mädchens vom Besuche bei einer Freundin zurückkehren und Gelegenheit suchen werde, ein Wort, das er ihr etwa zu sagen hätte, anzuhören.

„Unfinn!“ murmelte Hylas und steckte das Briefchen sorgfältig ein: Es war auch gar so zierlich, so duftig, und so nett geschrieben! „Wenn ich allen Damen, die sich in mein vermaledeites Gesicht vergafft haben, wollte zu Diensten sein —“

Das war sein Gedanke, als er die grünen Schaltern des Blumenhofes erblickte. Noch einmal drängte sich Margarethens Bild an sein klopfendes Herz; aber die Besessenheit der Schwarzweißen Kellner und die verschwenderische Pracht des Gasthofes brachte ihn schnell auf andre Gedanken und machte sein Gemüth für den Empfang bei seiner Gönnerin frei.

Er fand die schöne Frau mit ihrem Knaben in einem Gemach, das von einer Ampel matt erhellt und mit auserwählten Topfgewächsen angefüllt, einem mondbeglänzten Gärtchen mehr als einem Empfangszimmer gleich. Knabe Götz war im Gesichte dick und roth vom Weinen, das Antlitz der Mutter etwas blaß und abgeärgert. Doch empfing sie Hylas mit aller Huld und bat ihn, Götz, der ihn bei seinem Eintritt sofort mit Umarmungen bestürmte, unbedenklich abzuschütteln. „Er wird oft sogar seiner Mutter lästig,“ sagte sie; „aber ich bin nicht selbstüchtig genug, ihn einem Fräulein zu übergeben, das die volle Last und die halbe Freude an ihm haben würde. Ich sehne die Zeit herbei, ihn seinem Lehrer zu übergeben.“

Götz verlangte laut weinend nochmals, daß der Lehrer bei ihm bleiben sollte; aber die Mutter befahl ihm in einem Tone, dem er zu gehorchen gewohnt war, das Zimmer zu verlassen, und man hörte sein Schluchzen noch eine Zeitlang in dem Raume nebenan.

„Ich habe mich schnell zur Abreise entschlossen,“ so begann nun Gerda, „und ich habe Sie noch zu sprechen gewünscht, einmal um mich zu versichern, daß unsre Verabredungen von gestern bestehen bleiben —?“

Sie sah ihn fragend an, bis er mit einer demüthigen Neigung seines Hauptes zugestimmt. „Nun so habe ich Ihnen nur noch mitzuthemen,“ fuhr sie fort, „daß ich in Verbindung mit unsrem Freunde, Professor Kürnberg, Anstalten getroffen habe, um Ihre Studien, die ja meinem Sohne zu Statten kommen sollen, sorgenfrei und angenehm zu machen. Ich hoffe, es wird nichts versäumt werden, und Sie werden in Zukunft die Hand einer Freundin gewahren, die es aufrichtig gut mit Ihnen meint. Ich denke, Sie haben meine Meinung verstanden. Ich verlange das Menschenbild, das Künstleraugen entzückt, auch geistig veredelt und vollendet zu sehen, und, soweit ich dazu thun kann, in einen würdigen Rahmen zu fassen. Ich weiß, Sie werden sich dieser Absicht mit voller Seele hingeben und mir einst die Freude machen, Sie so wiederzusehen, wie ich Sie mir vorstelle. Wollen Sie das?“

Hylas war von der edlen Annuth der Frau, welche in diesem Augenblicke noch durch außergewöhnliche Seelengüte verstärkt war, ganz hingenommen. Er vermochte nur zu stammeln, daß er das Bild seiner gnädigsten Gönnerin als Vorbild nehmen und aus seiner Seele Alles sondern werde, was demselben nicht entspräche.

„Geben Sie mir Ihre Hand darauf,“ sagte sie mit zitternder Stimme. „Es ist an mir nichts, was mich unwerth machte, ein solches Vorbild zu sein, und je höher Sie in Ihrer Verehrung steigen, desto lauterer werden Ihnen die Beziehungen zu Ihrer Freundin erscheinen.“

Er hielt ihre Hand in wehevollen Empfindungen lange an seinen Lippen, und sie vermochte ihm nicht zu wehren. Wohl mochten in ihr die süßen Gewalten stürmen, mit denen die Natur ihre Priesterin, das Weib, erfüllt hat; wohl mochte die Hand zuden, um einem seligen Gedanken Wirklichkeit zu geben; aber er blieb Gedanken, und nur die verhaltene Bewegung der Brust hätte verrathen mögen, unter welchen Kämpfen ihm seine liebliche Verwirklichung versagt wurde.

„Was ich Ihnen sonst noch mitzutheilen habe,“ nahm endlich Gerda das Wort, „das könnte Ihnen unser Freund der Professor eben so gut nachholen. Unfre Beziehungen stehen unter seiner Obhut, und ich hoffe, daß Sie Ihre Wünsche vertrauensvoll an ihn bringen werden. Ich will, daß Sie sich in voller Freiheit entfalten. Ob Sie auf dieser Universität bleiben, ob Sie sich früher oder später für eine andre entscheiden wollen, steht in Ihrer Wahl. Auch die Keiselust wird bei Ihnen nicht ausbleiben. Möge dieselbe um ein Ziel nicht verlegen sein!“

„Ich werde nur dahin verlangen,“ erwiderte Hylas nicht ohne Begeisterung, „nur dahin, wo ich meinen Schutzengel finde.“

„So gehen Sie mit Gott und meinem Wohlwollen,“ schloß Gerda. —

* * *

Hylas wäre ein stumpfsinniger, grobsüßlicher Mensch gewesen, hätte er die vortreffliche Frau ohne ächte Erbauung verlassen. Er war von den Gefinnungen, die sie ihm offenbart, zu einer Verehrung für Gerda gestimmt, die ihn selbst veredelte, und die Vorsätze, mit denen er in einen neuen Abschnitt seines Lebens eintrat, mögen die ehrbarsten gewesen sein. Es mag daher wohl angenommen werden, daß er, vor Augen und im Herzen ein leuchtendes Bild, jenes leichtfertige Stellbichein, zu dem man ihn berufen, nicht bloß vergaß, sondern vorsätzlich vermied. Thatsache aber ist, daß er schon am folgenden Tage ein zweites Briefchen erhielt, das die Besorgniß aussprach, er hätte das erste nicht erhalten, und ihm abermals Gelegenheit bot, sich einem erwartungsvollen Fräulein zu erklären. Er warf dieses Blatt zwar mit humoristischer Ungebuld in das Feuer des Ofens, allein die Spannung, wer von den vielen jungen Mädchen seiner Bekanntschaft sich zu einem so vertraulichen Schritte entschlossen hätte, ließ ihn nicht ruhen. Er befand sich zur angegebenen Stunde, gleichsam zufällig, in der bezeichneten Straße und folgte einer schlanken Gestalt, die auch in der winterlichen Vermummung zierlich vor ihm herschritt. Die begleitende Magd sah sich, anscheinend nur im Auftrage ihrer jungen Herrin, wiederholt nach ihm um, und zuletzt hatte Hylas den Triumph das Fräulein in ein Haus eintreten zu sehen, worin, wie ihm bekannt war, Fräulein Cäcilie Mohr wohnte, des Herrn Provinzial-Schulrathes Christian Fürchtegott Mohr einziges Töchterchen, die frömmste und besterzogene von allen jungen Mädchen, denen er vorgestellt war.

Hylas versagte sich, das Abenteuer zu verfolgen, doch vermehrte es die Selbstgefälligkeit, welche bereits begonnen hatte ihn zu entstellen. Verhängnißvoll wurde ihm auch die Unthätigkeit, der er sich bis zum Beginn eines neuen akademischen Halbjahres hingab. Langeweile trieb ihn mehr als je zuvor in die Gesellschaft, und da blieben denn neue Triumphe nicht aus. Die Mittel, die ihm seine Gönnerin zuwies, machten aus dem Handelslehrlinge unversehens eine Art von Cavalier, und als er gar im schwarzen Sammetrock und mit akademischen Abzeichen auftrat, da war großer Jubel in der hübschen jungen Welt. Manches verliebte oder leichtfertige Kind, das den schönsten aller jungen Kaufmannsdienner bisher nur mit bedauerndem Nasenrumpfen verehrt, hatte nun für den schönsten aller Studenten, der durch sein angenehmes Aeußere gewiß noch Carrière machen mußte, wärmeren Antheil; und unter den vielen Nebenbuhlerinnen gab es kaum eine, die nicht alles Ernstes auf eine künftige Heirath Bedacht nahm.

So geschah es, daß mehr und mehr Rixen sich um den sinkenden Hylas sammelten.

Die rothen, grünen und weißen Liebeszettel mehrten sich so sehr, daß seine Tasche davon schwoß; Blumensträuße von unbekanntem Händen schmückten beständig seine Fenster und kleine unbrauchbare Stickerien, auch sonst Angebinde, denen man das karge Taschengeld anmerkte, bedeckten mit der Zeit einen großen Tisch, den er, eigens um seine Trophäen vor den Commilitonen auszustellen, ankaufte.

Auf die Studien warf er sich, sobald er eingeschrieben war, mit großem Eifer. Er war nur mäßig beanlagt; aber er brachte aus dem Vaterhause und seiner Lehrzeit eine gewisse Pflichttreue und Arbeitskraft mit und behielt das Ziel, das seine Gönnerin ihm gezeigt, ein Zeit lang eifrig und dankbar im Auge. Er ergriff das Studium der Geschichte, der Kunst, der neuen Sprachen und Literaturen, ohne die Schulwissenschaften, die er einst als Erzieher in Anwendung bringen sollte, zu vernachlässigen und steuerte anfangs mit festem Blick auf einen akademischen Grad und eine Staatsprüfung zu.

Aber das lustige Leben der Genossen lockte ihn bald aus den Hörsälen und von der einsamen Lampe fort. Seine ausreichenden Mittel führten ihn überall hin, wo Genuß winkte und bald war er von buntbesagten Gefellen umgeben, die ihn, ein Jeder für seine schulbelastete Verbindung, zu gewinnen suchten. Nach einer durchschwärmten Nacht fand er anstatt seines Hutcs das Band und die Kappe der Sachsen vor seinem Bette und obwohl ihm die Folgen ziemlich klar waren, vermochte er sich dennoch den Schmeicheleien und Verheißungen seiner neuen Freunde nicht zu entziehen. Sie führten ihn von einer Trinkstube in die andre, trieben ihn aus einem Rausch in den zweiten und vergnügten ihm kaum, diesen auszuschlafen, bevor sie ihn aufs Neue betäubten. Sie brachten den Widerstrebenden, dessen Ehre und Gewissen oft aus der Versumpfung emportauschen wollte, unter Hohnreden in unzüchtige Gesellschaft und nachdem sie seine Selbstachtung untergraben, rissen sie ihn von Stufe zu Stufe zu jener Rohheit und Verschamtheit herab, welche die Schattenseite des akademischen Lebens bildet. Die Studien wurden unterbrochen, ruhten zuletzt gänzlich, und Versuche, sie wieder aufzunehmen, scheiterten kläglich an der Gier nach Genuß, in deren Gefolge sich Unlust an geistiger Thätigkeit und entnervende Trägheit einfand.

Wohl achtete Professor Kürnberg auf die Wandelung, die mit seinem Lieblinge vorging und ließ es an scherzenden und ernsthaften Vorstellungen nicht fehlen. Aber es war schwer, einen akademischen Bürger von Selbstschätzung, der Unmaß und Bällerei für jugendliche Kraftäußerung ausgab und sich überdies der Großjährigkeit näherte, Sitte zu predigen und des Professors Eifer erlahmte überdies an dem Hinblick auf seine eigenen Jugendjahre, die keineswegs ohne peinliche Erinnerung geblieben waren. Bald überwog bei ihm die Hoffnung, daß auch an seinem Hylas die wilden Jahre vorbeirauschen und eine Zeit voll mannhafter Wirksamkeit folgen werde.

Gerda, die durch den Professor von Zeit zu Zeit Mittheilungen erhielt, war derselben Ansicht, vielleicht weil die Ausschreitungen ihres schönen Gänßlings ihr nicht im vollen Umfange und in ihrer ganzen Häßlichkeit bekannt wurden, vielleicht auch, weil sie durch die Gewohnheiten ihrer leichtlebigen Gesellschaft zu einem milden Urtheil über jugendliche Verirrungen gestimmt war. Sie vermied jeden Schein, als wollte sie die Erzieherin spielen oder als hätte sie mit ihrer Hochherzigkeit das Recht erkauf, ihm Vorschriften zu machen. Nur über Hylas' Verhältniß zu der kleinen Schauspielerin wäre sie gerne unterrichtet gewesen; aber da sie nicht nachforschen mochte und der Professor diesen

Punkt nie berührte, so gewöhnte sie sich an den Gedanken, daß diese junge Liebesblüthe, wie die meisten der Art, schnell abwelken müsse.

Sie hatte, in ihrem Sinne, darin nicht Unrecht; doch war es ein andres Abwelken, als sie ahnte. Die Liebschaft zwischen Hylas und Margarethe dauerte zwar fort, weil jedes Zusammentreffen die beiden Herzen aufs Neue für einander entzündete; aber der Apfel hatte einen Flecken bekommen, der immer weiter fraß und mit der ersten Unlauterkeit, die Hylas hinzugebracht, war seine junge Liebe schneller Verderbniß anheimgefallen. Er vermochte nicht mehr in Ehren zu halten, was er selbst entehrt, und da ein liebevolles Weib den erwählten Mann nur zu leicht und gern auch auf abschüssiger Bahn begleitet, so begnügte sich Margarethe zuletzt, ihren Geliebten durch jedes Mittel an sich zu fesseln und es wurde aus dem anfangs lauterer Seelenbunde eine leichtfertige Studentenliebschaft. Je mehr das zügellose Schlaraffenleben die Leidenschaft des Musensohnes wachrief, je vollständiger das Beispiel und der Abergwitz wüster Gefellen ihn Sitte und Säkung geringschätzen lehrte, desto zwangloser verfuhr er auch gegen seine verlobte Braut. Anfangs schämte er sich noch seiner Ausschweifungen und suchte sie vor Margarethen zu verbergen; aber da diese Rücksicht ihn oft Tage lang von ihr fernhielt und sie zu klagen begann, daß er sie vernachlässige, sagte er: „Gut, Du kannst mich auch anders haben,“ und besuchte sie von da an mitunter nur, um seinen Rausch unter ihren weinenden Augen auszuklaffen. Ja er führte gelegentlich seine Genossen ein, und da Margarethe in ihrer Verlegenheit sie nicht nachdrücklich abwies, so mißbrauchten die rohen Zungen bald ihre Nachgiebigkeit, nisteten sich ganz unbefangen bei ihr ein, hielten auf ihrem schmutzen Stübchen wüste Gelage und erweckten dadurch schlimme Nachrede.

Margarethe litt heftig unter diesen Maßlosigkeiten. Sie sah ihre junge Liebe, welche die Triebkraft ihres Daseins werden sollte, zum Gewöhnlichen hinabgezogen, und der wackere Mädchenstolz, der sie vordem in allen Kümernissen aufrecht erhalten hatte, verlor seine Macht. In Verzweiflung klammerte sie sich an den Jüngling, in dessen Liebe und zunehmender Manneswürde sie eine Stütze zu finden gehofft, und fand ein Noth, das sich immer mehr aushöhlte. Ihrem unverdorbenen Herzen gelang es zwar, die Beziehungen ihres Hylas zu seiner Gönnerin so günstig zu deuten, wie sie es verdienten; indessen erkannte sie doch bald, daß ihr damit nichts gewonnen war; denn der Leichtsin, mit dem Hylas sich der wachsenden Zahl seiner Verehrerinnen zu immer neuen Liebschaften hingab, war zum Stadtgespräch geworden. Aber sie liebte ihn, und so klar sie bald erkennen lernte, daß ihr Verhältniß zu Hylas keine tröstliche Zukunft habe, und daß sie das Opfer einer Lustspiegelung werden müsse, hing sie doch mit leidenschaftlicher Beharrlichkeit an dem schönen Bilde und wollte sich lieber mit dem Brotsamen seiner Liebe begnügen, als ihn ganz verlieren. Sie nahm zuletzt, wie Hylas und seine Gefellen, ihre Liebschaft wie einen spaßhaften Zeitvertreib und lachte mit ihnen während ihr das Herz wehe that. Sie sah das Götterbild ihres Geliebten nach und nach im Schlamme versinken und mußte es geschehen lassen wie eine schale Comödie.

* * *

Als das Sommerhalbjahr zu Ende ging, eröffnete Professor Kürnberg dem Studenten, daß Frau von Lichtlosen, in letzter Zeit ein wenig leidend, sich für den Spätsommer nach Godesberg zurückziehen werde, und daß ihr Schützling, wenn er sich zu einer Rhein- und Schweizerreise entschließen wollte, ihr willkommen sein würde.

Hylas hatte sich in die angenehme Lage, die ihm durch die Freigiebigkeit der schönen Frau bereitet wurde, völlig eingewöhnt. Die für seine Studien bestimmten Summen gingen so glatt und pünktlich ein; es war ein so süßes, taumliges Lotterleben, daß es ihm vorkam wie die ewige Seligkeit. Den Genuß derselben erhöhte er sich durch die Vorstellung, daß er ja die Leistung nicht ohne eine künftige Gegenleistung annehme, und je häufiger er die Vorlesungen schwänzte, je verächtlicher er seinen Büchern den Rücken fehrte, desto beharrlicher überredete er sich, daß er Gerda's Gutthaten einst an ihrem Sohne abverdienen werde. In mancher Stunde, wenn ihm der schöne Kopf so recht von Triumphem betäubt war, zuckte wohl auch der Gedanke durch sein Gehirn, daß seine Schönheit eine Art von Verdienst und die Opfer, die man ihm brachte, nur schuldiger Tribut wären.

Nun denn, er hatte keine Veranlassung, das Anerbieten einer hübschen Reise auszusagen. Der Credit, der ihm bei seiner Bank zu diesem Zwecke eröffnet wurde, war wiederum so reichlich, daß er aus Bescheidenheit nur dessen Hälfte in Anspruch nahm, und so eilte er denn in gewähltem Reiseanzuge, mit rothen Büchern, einem Fernrohr und allem sonstigen Touristengeräth ausgestattet, zu der nächsten Bahnstation, welche Anschluß an den Berlin-Kölnener Jagdweg hatte. Unterwegs bezauberte er die junge Frau eines altlichen Moskauer Nähfabrikanten, die ihm heimlich ihre Photographie zuschickte und zuflüsterte, daß sie nach Baden-Baden ginge.

Es war eine sehr angenehme Fahrt, die vorläufig mit einem entsprechenden Frühstück im Hotel Dirsch abschloß. Während er dabei saß, stürmte Götz herein, sodas ihm der Diener mit langen Sähen kaum folgte. Unbekümmert um die Ladies, die mit rücklings über die Stuhllehnen gestreckten Hälsen nach dem Phänomen der Jünglingschönheit auspähten, brach der Knabe in seinen gewöhnlichen Jubel aus; aber er hielt plötzlich inne, und das war auffallend. Unter leisem Widerstreben seiner Arme überließ er ihm die Stirn zum Kusse und prüfte ihn dann mit großen ernstern Augen.

„Was fehlt dem Kinde?“ so dachte Hylas, und ein unheimliches Gefühl beschlich ihn. Er warf unwillkürlich einen Blick in den Spiegel und wußte nun, was den Knaben entfremdete. Er hatte sich verändert: Er war voller und fetter geworden, sein Auge weniger hell, sein Gesicht vom Uebermaße des Gerstenkafkes etwas gedunsen, und das leichtfertige Leben hatte demselben schon jetzt einen cynischen Ausdruck aufgeprägt. Seine Schönheit war entstellt, entweicht, so sehr, daß es selbst den ahnungsvollen Blicken eines Kindes bemerkbar wurde.

Es war keine behagliche Stimmung, in welcher er, Götz an der Hand, den Dom und den Gürzenich besuchte und dann die Fahrt nach Godesberg, vor die Augen seiner Schöpferin, antrat. Wird auch sie eine Veränderung bemerken? Und wie wird sie eine solche aufnehmen?

Innerlich zitternd näherte er sich dem Landhause, das Gerda bewohnte. Sie befand sich im Garten, und Götz, der sie zuerst bemerkte, sprang auf sie zu und rief ihr entgegen: „Da ist er, aber er ist nicht mehr so schön.“

Schamglühend trat Hylas vor sie hin und schlug vor ihrem musternenden Blick die Augen nieder. Sie sah leidend aus, ihre Stimme klang traurig, als sie sagte: „Sein Sie willkommen! Aber Sie haben sich verändert.“

Eine blasse gelbhaarige Miß, die kürzlich angenommene Gesellschafterin, weiß wie ein Schlehdorn und von oben bis unten aufs Peinlichste gebügelt, trat mit einem Buche

aus der Laube und brachte die angemessene Kühle zu dem Austritt des Wiedersehens; es erschien bei demselben kaum eine Erinnerung an jene Vertraulichkeit, die einst den Abschied erwärmt; Gerda war nur die gnädige Gönnerin, nicht die entzückte Freundin und ihre Unterredung mit Hylas war fast so förmlich wie mit einem Fremden. Auch schien sie ihn, kaum gesehen, wieder entfernen zu wollen, denn nachdem die Fragen über seine Studien und seine Herreise erschöpft waren, mahnte sie ihn, die Schweizerfahrt doch nur nicht aufzugeben. Er wäre eben auf dem Wege und könnte über München zurückkehren; die Eindrücke einer solchen Reise würden ihn für die Studien des Winterhalbjahres erfrischen und was solcher theilnehmenden Worte mehr waren. Auch während seines Aufenthaltes in Godesberg wurde der Verkehr nicht vertraulicher. Frau von Lichthofen war viel unpäßlich, und Hylas brachte auf seinem Zimmer im Gasthose, in Erwartung, daß man ihn rufen werde, manche langweilige Stunde zu, um endlich zu erfahren, daß die gnädige Frau mit einer kleinen Gesellschaft nach Bonn gefahren war oder einen Nachen genommen hatte.

Hylas fühlte sich zurückgesetzt. Gerda's Theilnahme wäre ihm jetzt als eine bloße Laune erschienen, hätte sie ihn nicht von Zeit zu Zeit, besonders in Abwesenheit des weißen Fräuleins, durch einen seelenvollen Blick oder ein freundliches Wort immer wieder von der Beständigkeit ihrer Empfindungen überzeugt. Und doch — welch' ein Unterschied zwischen der Gerda, deren Hand er einmal mit Küffen bestürmen durfte und dieser, die eine vertrauliche Zwiesprache ängstlich zu vermeiden schien. War die Veränderung, die mit Hylas vorgegangen, wirklich so bedeutend, daß sie eine Frau von edleren Gesinnungen ihm entfremden mußte? Es marterte ihn, daß sie nicht zusammen mit den kleinen Damen seiner Heimath im Gefolge seiner Triumphe sein wollte, und er warf ihr im Stillen Hochmuth vor. In seinem Unmuth erblickte er die sonnigen Ufer des Stromes nur wie durch einen Flor und Bitterkeiten vergällten ihm jeden Trank, der dem Auge goldig erschienen war. Seine Beziehungen zu der mildthätigen Frau begannen ihn zu belästigen; er sehnte sich fort, er sehnte sich nach den bequemen Liebschaften seiner akademischen Stadt, und nachdem er hinlänglich auf seine bevorstehende Abreise angespielt, ließ er sich eines Abends melden, um Abschied zu nehmen.

Diesmal traf er Gerda allein. Sie kam ihm mit der vollen Huld wie früher, nur mit einiger Hast entgegen, als ob sie schnell zu Ende kommen wollte. „Sie wollen abreisen!“ rief sie. „Ich überrede Sie nicht, länger zu bleiben, denn es warten auf Sie schönere Tage, als sie Ihnen hier bei der Verstimmten und Halbgesunden beschieden sind. Reisen Sie glücklich; meine Wünsche und Hoffnungen sind die früheren. Versäumen Sie auf Ihrem Wege nichts, wovon sich ein bedeutender Eindruck erwarten läßt und lernen Sie das Leben und die Menschen in jeder Richtung kennen. Ich weiß, es ist dabei manche Gefahr, die ich von Ihnen abwenden möchte, aber ich weiß auch, daß Sie Bedacht nehmen werden, sich so zu bewahren, wie ich Sie kennen lernte und im Andenken behalte.“

Hylas murmelte mit niedergeschlagenen Augen etwas wie eine Versicherung, daß die Worte der gnädigsten Frau ihm unvergesslich sein würden.

„Sie werden ja meinen Gdß noch sprechen,“ unterbrach ihn Gerda. „Er hat Sie noch lieb, und ich rechne auf Sie.“

Er verbogte sich unmuthig und ging. Er schwankte zwischen dem Vorjaze, den Erwartungen seiner Gönnerin nachzustreben, oder sich jeder Verpflichtung zu entziehen.

Beides aber war gleich schwer. Selbst wenn er hätte bleiben dürfen, immer unter ihren Augen, von ihrer melodischen Rede durchflungen, von ihrer fürstlichen Gestalt wie von einem Flammenzeichen geleitet, wäre er dann noch geworden, wie sie ihn im Gedächtniß bewahrte? Nimmermehr! Er war im Innern entstellt; und durch diese Entstellung ward auch seine Erscheinung umgeprägt. Denn Schönheit ist empfindlich vor den Verunstaltungen der Seele.

Tiefe Reue begleitete den Jüngling auf einem Gange nach dem Strome, der im Schreine des Mondes rauschte und glänzte. Ein frischer Nachtwind wehte belebend um seine Schläfe und belebte auch sein Herz zu tröstlichen Entschlüssen. Er wollte zu ihr gehn, morgen früh, ihr seinen Abfall, seine Reue bekennen, und sie bitten, ihn in ihrer Nähe zu dulden. Alle Leidenschaft, alle Eitelkeit wollte er abstreifen, und sein Uebelang die Befehle seines Handelns von ihrem Antlitze ablesen. —

Er gelangte dahin, wo die Rachen liegen. In einem stand ein härtiger Ferge, auf's Ruder gestützt, und spähte auf den Weg hinaus.

„Noch so spät am Werke, Fährmann? Nun, so fahrt mich eine Stunde lang.“

„Geht nicht, Herr; bin bestellt. Dort kommen sie schon: Gewiß verliebte Leute, die den Mondschein benutzen.“

Hylas warf einen Blick auf das Paar, das den Weg herabkam und im Mondlicht lange Schatten zur Seite warf. Sie hell von Gewande, das im Mondlicht wie Silber schimmerte, der Mann dunkel wie sein Schatten. Sie kamen langsam, in leisem Gespräche. Sie schritt einher, wie Hylas nur Eine Schreiten gesehen, und als der Mann ihr in den Rachen half, da waren es ihre Bewegungen, mit denen sie Platz nahm. Der Mann, die dunkle schlanke Gestalt, setzte sich ihr gegenüber, und der Fährmann stemmte sich gegen das Ruder.

Langsam durchschritt der Rachen die mondgoldene Flut, bis er vor den Augen des Spähers in die Schatten des jenseitigen Ufers tauchte.

Hylas bebte vor leidenschaftlichem Unmuth. Er irrte die halbe Nacht hindurch über unwegsame Strecken und fand sich erst kurz vor Abgang des Bahnzuges im Gasthof ein. Sein Gepäck war bereit. Er fuhr nach Baden-Baden, mit dem Vorsatze, nach drei Tagen in die Schweiz zu gehen. Madame Polberaßki, seine hübsche Reisebekanntschaft, wollte er nicht auffuchen; er hatte die Frauen satt. Aber der leidige Zufall führte die Weiden zusammen. Die junge Frau war so liebenswürdig! Er setzte sich mit ihr an den grünen Tisch und verspielte seine Baarschaft. Erst als die junge Frau verschwand, kehrte er, ohne die Schweiz gesehen zu haben, nach Hause zurück.

* * *

Margarethe hatte ihren Verlobten nicht so bald erwartet; sie wurde geisterblas, als er spät Abends überraschend eintrat, und ihn mit starren Augen messend, vermochte sie kein Wort des Willkommen's zu finden. „Wie sollte ich mich über Deine Rückkehr freuen,“ antwortete sie auf Hylas' unwillige Frage, „da ich doch um Deinetwillen wünschen muß, Du wärest nie wiedergekommen. Nun sehe ich Dein Gesicht wieder, von dem mir früher das höchste Glück geworden, und muß mir sagen, daß es eine unheilvolle Schönheit ist, die Gott Dir gab.“

„Was heißt das?“ herrschte Hylas sie an. „Was ist geschehen?“

„Hylas — was hast Du mit Cäcilie Flohr gehabt? Die Stadt gährt vor Entrüstung.“

Schon früher hörte ich von diesem Verhältniß; aber ich erklärte es vor den Leuten für eines der vielen unschuldigen und gleichgiltigen, denen ein hübscher Junge nun einmal nicht entgehen kann. Aber mir scheint, hier bist Du zu weit gegangen. Hast Du noch nicht gehört, was das Ende gewesen ist?"

"Ich komme eben von der Bahn; mein erster Gang war zu Dir."

"Sag' mir, Hylas, sag' mir aufrichtig, was ist zwischen Euch vorgefallen? Kein Vorwurf soll über meine Lippen kommen, aber sag es mir, damit ich ein richtiges Urtheil habe."

"Es ist nichts Ungeheures, das ich wüßte."

"Die Folgen wenigstens sind ungeheuer, und ich weiß nicht, wie ich es aussprechen und doch zugleich schonen soll."

"Schonen? das klingt gefährlich. Sie hat mir kurz vor meiner Abreise eine Zusammenkunft vorgeschlagen in der Wohnung ihrer Eltern, während diese abwesend waren. Aber ich mußte abreisen, ich vergaß es."

"Du hast es vergessen. Du hast ihr zugesagt und hast es vergessen. Sie ist krank geworden, gemüthskrank."

Hylas sah sie erschrocken an. „Ihr Vater,“ so fuhr Margarethe fort, „hat sie bei einer befreundeten Familie auf dem Lande unterbringen müssen, um sie herzustellen, Hylas, ich verstehe die Geschichte besser, als die Leute in der Stadt. Euer Verhältniß ist ein sehr inniges gewesen, und sie hat darüber den Verstand verloren. Ach Dein unseliges Gesicht, Hylas!“

Er war blaß geworden, und seine Züge waren vom Schreck verzerrt. Er schlug die Hände vor die Stirn und drückte sie gegen den Rahmen des Fensters. Wie von einem Krampfe wurden seine Glieder geschüttelt, und er ächzte ein Mal über das andere: „Ach mein unseliges Gesicht!“ —

„Was kann ich dazu thun?“ fuhr er dann auf. „Hab' ich mir dies Gesicht gegeben, an dem die Weiber närrisch werden? Was soll ich thun? Soll ich mir die Nase einbrüden und eine Hofenscharte schneiden? Soll ich in den Ohren und der Unterlippe einen Pflock tragen oder mich roth und blau schminken wie ein Bavian? Was soll ich thun? Ich bin mein' Lebtag' Keiner nachgelaufen, sondern sie mir. Frage ich nichts nach ihnen, so thun sie, als müßten sie sterben, und lasse ich mich mit ihnen ein, so verlieren sie den Verstand. Sag' mir, was soll ich thun? Ich wollt', ein Dachziegel fielle mir ins Gesicht.“

Er rannte fort, ohne auf Margarethens Vorstellungen zu hören und trat in eine Trinkstube, wo er seine Genossen vermuthete. Diese waren heute nicht da; doch sonst zahlreiche Gesellschaft, Studenten und Bürgerleute. Sobald er eintrat, wandten sich alle Köpfe nach ihm, und ein unwilliges Murren ging durch die Gruppen der Zecher. Hylas wußte den Grund und war bestürzt über die Verbreitung, die sein Fall in der Öffentlichkeit erlangt, und über die düstere Mißbilligung, mit der man ihn betrachtete. Aber was gingen ihn die Philister an? Er war ein guter Kunde in dieser Kneipe und thronte mit Band und Bierkappe ausgeflaggt, mitten unter den Gästen. Das Hälserecken und Murren hörte nicht auf, und selbst der Wirth, so eifertig er ihm den Trank brachte, wandte sich verlegen von ihm, als fürchtete er seine übrigen werthen Gäste zu verlegen.

Hylas trank sein Glas, als wäre er allein gewesen; doch hörte er mit scharfem Ohr

Alles was man zischelte. An einem entfernten Tische saß ein halbes Duzend Biergenossen, schon mit etwas gerötheten Gesichtern, unter ihnen ein vierschrötiger Philologe, ein häßlicher Mensch mit zerhacktem Gesichte, das ihm im Mehrfach hinderlich war, obgleich er eine ausreichende Prüfung bestanden hatte. Er lungerte bereits im zwölften Halbjahr auf der Universität und half sich durch Unterricht mühsam vorwärts. Die Studenten sahen ihn bei ihren Gelagen gern, weil er alle Pauker im deutschen Reiche kannte und selbst für einen gefährlichen Schläger galt.

Diesen Candidaten kannte Hylas nur oberflächlich; doch erinnerte er sich, daß er ihn mitunter auf dem Tanzboden um Cäcilie Flohr bemäht gesehen, die ihm kaum bis an die Brust reichte, und die auch einmal scherzhaft über die bärenmäßige Hulldigung des großen Philologen gesprochen. Er konnte also ermessen, wie dieser gegen ihn gestimmt war.

Die Becher nahmen auf ihre Umgebung nicht viel Rücksicht und sprachen ziemlich laut. Einer von ihnen legte es offenbar darauf an, von Hylas gehört zu werden: „Run sag', Hemsterhuis,“ — das war der Kneipname des Philologen — „wächstest Du Dein ehrliches zerhauenes Gesicht gegen ein solches Lärwüchsen vertauschen, wenn man Dir ein Faß Nürnberger zugäbe?“

„Ich danke ergebenst!“ rief der sogenannte Hemsterhuis in schallendem Faß. „Hätt' ich von meinem Herrn Vater ein solches Lärwüchsen erhalten, ich würd' es mir zurichten wie dies. Solch' eine hübsche Larve ist eine Kupplerin, die euch alle Mädchen des Erdballs zu Hetaïren machen kann. Ich wollt' das Gewissen nicht haben, das zu solcher Larve gehört. Pfui, sag' ich.“

Die ganze Gesellschaft hörte diese Worte. Die Köpfe fuhren wieder nach Hylas herum, der anscheinend theilnahmslos in sein Seidel sah.

„Trink, Hemsterhuis!“ lallte ein kleiner Vierjurist: „Ich sage Dir, es liegt an den Weibern, sag' ich Dir. Hinter Allem steckt ein Weib, sagt jener Criminalist — wie heißt er doch? Solch' ein Leichfuß mit einem Puppengesicht — ja da werden sie verrückt; aber einem soliden Philologen mit einem Gesichte ehrwürdig wie ein Schlächterkloß, dem spielen sie die Stolgen und Tugendhaften vor, und er kann zufrieden sein, wenn er einen Schatz unter denen findet, die Jupiter ihm übrig läßt.“

Der Philologe fluchte keineswegs griechisch. „Es ist eine Teufelsi,“ sagte er, „daß es solche Gesichter gibt, und sie zu verhauen, wäre eine Mission für einen Erzengel. Ich würd' es auch übernehmen, mit Wollust, sag' ich euch. So mit einem blanken Säbel in das hübsche Gesicht hineinzuhacken, das denk' ich mir zum Entzücken. Es würde was helfen, sag' ich euch. Die Weibskente würden ein gut Stück zuverlässiger werden, und unter den Mannsleuten gäb' es ein gut Theil weniger Verführer und —“

Er sagte noch ein rohes Wort, das die Anwesenden in große Aufregung versetzte. Man schien von Hylas eine Erwiderung zu erwarten, und dieser, für einen Augenblick vor Born außer Fassung, gab dieser Erwartung nach. Er erhob sich und rief grimmig lachend: „Herr, wenn Sie Lust haben, mir ein andres Gesicht zu machen, so haben Sie mir bloß nachzuweisen, ob es ehrenvoll ist, sich mit Ihnen zu schlagen. In diesem Falle will ich versuchen, Ihnen eine Todtenmaske ins Gesicht zu setzen.“

„Halloh!“ scholl es von dem Tische her: „Ein Tusch! Eine Forderung!“ Die Gäste drängten sich um den merkwürdigen Auftritt.

„Sie werden von mir hören!“ rief der Philologe zu Hylas hinüber, der unter

großem Lärm der Gäste die Thür suchte. Er fand seine Farbe in einem andren Bierhause und trug, noch ganz heiß vor Zorn, den unerhörten Fall vor.

„Losgehen! Abführen!“ schrie Einer dem Andern nach. „Natürlich losgehen!“ sagte der erste, und dessen Echo, der zweite Chargirte: „Natürlich mußt losgehen! Bierehrlicher Bursch gewesen, der Hemsterhuis, Pommer gewesen, sechsunddreißig Pauken gehabt, famoser Schläger. Kanust Dich in Acht nehmen, Hylas, führst ja Deinen Spieß auch ganz patent.“ —

Am folgenden Morgen kam denn auch wirklich ein dicker bemooster Pommer zu Hylas und überbrachte sehr höflich eine Forderung auf Säbel, die schon nach wenigen Tagen ausgefodten wurde. Hylas hatte im ersten Gange das Glück, seinen vierschrittigen Gegner in die Nähe des Ohres zu treffen; aber schon im zweiten empfing er von ihm einen wuchtigen Hieb, der ihm das Gesicht von den Stirnhaaren bis hinab zum Unterkiefer spaltete. Die Hälften klappten auseinander, und der verführerische Kopf war wie in Blut getaucht. Man brachte den Ohnmächtigen auf sein Zimmer, und in der Stadt, welche an dieser Sache ungewöhnlichen Antheil nahm, erklärte man ihn für todt.

Diese Kunde erreichte Margarethen auf der Bühne. Fräulein Statemann, eine spindelbürrige Schuhmacherstochter, die sich bereits die besten Rollen ihrer Nebenbuhlerin erschlichen, war tückisch genug, ihr die böse Post zuzustüßern, als sie eben hinaustrat, um im „Struensee“ den Detlef zu spielen. Ohnehin aufgereggt, wurde sie von Krämpfen ergriffen; der Vorhang mußte fallen, und Fräulein Statemann sich einen Detlef anpollstern, um das Publikum zu befriedigen. Commissionrath Wettiner war entrüstet über die Störung und rief der Erwachenden ins Gesicht, daß sie auf seiner Bühne keine Lorbeern mehr sammeln werde.

Margarethe hörte das kaum. Sobald sie sich erholte, stürzte sie fort und erschien als Detlef vor dem Bette ihres Geliebten, der eben die ersten Lebenszeichen abgab. Entsetzt wich sie vor der Herfürung zurück, welche eine rohe stahlbewehrte Faust angerichtet; doch bald beruhigt, weil das böse Gerücht sich wenigstens nicht voll bestätigt hatte, wich sie nicht mehr von dem Lager des Todwunden und ließ sich durch nichts an sonstige Verpflichtungen erinnern. Nicht angedrohte Ordnungsstrafen, nicht die plötzliche Entlassung von der Bühne vermochte ihre Gedanken von der einzigen Pflicht, die sie für jetzt anerkannte, abzulenken, und es war vielleicht nur ihre aufopfernde Sorgfalt, die endlich Hylas der Gefahr entzog. Mit stillem Grauen saß sie neben seinem Lager und belauschte die Herz- und Pulsschläge des Fiebergelähmten. Bitternd entfernte sie von Zeit zu Zeit das eisgefüllte Tuch von dem zerklüfteten Antlitz, schauderte vor der breiten, rothen Wunde, die nur langsam heilte und suchte das Bild, das sie einst entzückt, unter blutigen Trümmern vergebens. Sie verhinderte den Kranken zu sprechen und flüsterte selber ihm Trost zu. Sie wollte ihn nicht verlassen, sagte sie, und wenn er sterben mußte, mit ihm sterben.

* * *

Viele Tage vergingen, bis Hylas nur sein Lager verlassen durfte, und Margarethe willigte endlich ein, ihm einen Spiegel zu reichen. Sie wandte sich ab, aber nach einer Pause hörte sie Hylas in beinahe scherzendem Tone sagen: „So gefall' ich mir besser. Cäcilie Flohr wird wieder zur Vernunft kommen, wenn sie das sieht. Fortan wird dieses männliche Antlitz keinen Schaden mehr stiften.“

Margarethe warf ihr Haupt an seine Brust. „Recht so, mein Hylas! Nein, nicht mehr Hylas! Mein armer guter Lorenz! Ich werde Dich auch in Deiner Entstellung lieb behalten, und so oft ich Dich anschau' denken, wie Du warst. Es ist nichts verloren, denn Du wirst genesen, und vielleicht mußte Deine Schönheit zu Grunde gehen, damit Deine Thatkraft, Deine Männlichkeit zur Geltung komme. Du wirst sie brauchen, wenn die trügerischen Stützen sinken, welche bisher Dich hielten.“

„Ich will keine andre Stütze mehr, als die Liebe meiner Margarethe.“

„Ach wie armselig ist die!“ sagte sie nun und berichtete, wie durch seinen Unfall auch sie wieder ins Leben hinausgestoßen wäre, ohne eine andre Hülfquelle als ihr armes Talent, das mit ihrer Jugend schwände, und um das kein Geschäftsmann sich bemühen würde.

Hylas erschraf. Margarethe um feinetwillen hilflos! Alles ihm, dem Ungetreuen, geopfert! Seinem Wohl, seiner Rettung Alles hingegeben! Das vermochte in unwandelbarer Liebe ein schwaches Mädchen! Und er, in seinem Wankelmuth, auf der Schwelle des Mannesalters — was vermochte er? —

So angegriffen er war, er erhob sich in seinem Lehnstuhl, als wollte er sofort einen neuen Aufbau beginnen. Aber Margarethe drängte ihn sanft zurück. „Jetzt,“ sagte sie, „ist noch keine Zeit sich zu entschließen; Du mußt erst zu Kräften kommen und Dich besinnen. Bist Du gesund, so wird erst noch Vieles zu überwinden sein, bevor wir uns fragen können, was zu thun ist.“

„Ich will Dich niemals verlassen,“ sagte Hylas, und große Thränen flossen in der rothen Narbe nieder. —

Die Beiträge der Frau von Lichthofen flossen übrigens herbei wie gewöhnlich. Die Goldstücke brannten in Hylas Händen wie höllisches Feuer, und er bestand einen schweren Kampf zwischen der Abneigung, sich eine Wohlthat gefallen zu lassen, die er nach dem Vorgefallenen nicht einmal mit einem liebevollen Herzen zu erwidern vermochte, und der Nothwendigkeit, mehr noch für Margarethen als für sich selber zu sorgen. Dieser gab er volle Aufklärung über sein Verhältniß zu Gerda, wie es sich neuerdings gestaltet hatte, und Margarethe war glücklich, daß er sich wenigstens hier nicht mehr gefesselt fühlte. Sie rieth in der ersten Aufwallung, nunmehr der Gnade der schönen Frau in irgend einer versöhnenden Form zu entsagen und war bereit, um vorläufig Unterhalt zu gewinnen, neben den Habseligkeiten ihres Verlobten ihre eigenen zu versilbern. Zuletzt stand sie auf Hylas besonnene Vorstellungen von ihrem Vorhaben ab und überließ Alles der Vermittelung des Professor Kürnberg, die ihr Verlobter nunmehr anrief.

Derfelbe hatte während der Krankheit seines Liebblings oft an dessen Thür geklopft, um die Fortschritte seiner Genesung zu erfahren, und eilte auch jetzt herbei. Wortlos rang er die Hände, als er das schöne Jünglingsbild so graufam zerschlagen sah, und zuletzt entrang sich ihm der Seufzer: „Wie wird unsre Freundin bekümmert sein!“

„Ich hoffe, mein Unfall wird das Wohlfinden der gnädigen Frau nicht stören,“ erwiderte Hylas. „In einem verhängnißvollen Augenblick hat sie mein Schicksal in ihre Hand genommen und glaubt sich nun verpflichtet, es auch fernerhin zu behüten. Möglich, daß ich durch ihre Gnade sehr glücklich geworden wäre, und ich will ihr im Herzen so dankbar sein, als hätte sie mein Leben wirklich nach ihren hochherzigen Plänen gestaltet. Aber die Sache liegt jetzt anders. Die Eigenschaft, der ich ihr Wohlwollen verdanke, ist mir abhanden gekommen, und ich habe nichts mehr, ihr zu erwidern. Der Hylas,

an dem sie Antheil genommen, ist durch diese entstellende Schmarre vernichtet; seine Erscheinung paßt nicht mehr in die Welt meiner gütigen Fee, und ich empfinde die Pflicht, auf ihre Opfer, die sie freilich nicht Opfer nennen will, zu verzichten."

"Sie haben nicht Unrecht, armer Hylas," bedauerte der Professor, „und ich werde unserer Freundin diesen Entschluß mittheilen. Aber glauben Sie nicht, daß sie sich so leicht entschließen wird, ihre Hand von Ihnen abzuziehen. Sie hat Sie Ihren früherem Berufe entzogen und wird es nunmehr als Gewissenssache ansehen, Sie auf der neuen Bahn zu erhalten, die Sie auf ihren Antrieb und zu ihrem Nutzen eingeschlagen haben."

"Sie wird sich beruhigen," lächelte Hylas, „wenn sie erkennt, daß ich Kraft und Muth gewonnen habe, mir, nöthigenfalls durch harte Arbeit meiner Hände, fortzuhelfen. Bleibt mir die Gnade meiner Gönnerin nur bis ich wieder gesund bin und die Freiheitsstrafe, die auf mich wartet, abgehüßt habe, so werden damit alle meine Wünsche erfüllt sein."

Der Professor nahm Abschied. „Ich hoffe, Sie werden noch andren Sinnes werden. Ich will der Frau von Lichthofen Ihren Entschluß mittheilen und weiß, daß ich mir schlechten Dank verdienen werde, wenn es mir nicht gelingt, Sie eines Besseren zu überreden. Personen wie Gerda von Lichthofen geben ihre guten Absichten nicht leicht auf.“ —

Professor Kürnberg hatte Recht. Gerda, über Hylas' Unfall, mehr noch über dessen Veranlassung bestürzt, enthob zwar ihren jungen Freund der übernommenen Pflicht, ließ ihm aber zum Ersatz eine bedeutende Summe antragen, die wenigstens seine Zukunft sichern sollte. Hylas schlug sie im Einverständniß mit Margarethen aus, und Gerda, nicht wenig verlezt, verlor über die Sache kein Wort weiter. Sie war wohl auch durch ernstere Angelegenheiten als jene ästhetische Anwandlung für den bildschönen Jüngling in Anspruch genommen, denn bald nachher erfuhr man durch die Blätter, daß sie im Begriffe war, sich mit einem wenig begüterten Herrn vom höchsten Adel, einem Wittwer, zu vermählen. —

Sobald Hylas völlig genesen war, hatte er mit den Behörden abzurechnen. Sein Fall hatte die allgemeine Aufmerksamkeit zu sehr erregt, als daß man denselben, wie hundert andere, hätte vertuschen können, und so wurden die Zweikämpfer zu einer Festungshaft von mehreren Monaten verurtheilt. Er übergab Margarethen seine Habseligkeiten, ließ ihr, um sie jeder Verlegenheit zu überheben, den größten Theil seiner Baarschaft und schied von ihr mit dem Troste, daß er schon von der Festung aus sich um eine Brotstelle bemühen und dann für immer der Ihrige sein wollte. Zu diesem Zwecke besuchte er auch einige einflussreiche Personen, setzte sie von seinen bescheidenen Wünschen in Kenntniß und bat um ihre Verwendung, da er abermals gezwungen wäre, seine Studien aufzugeben.

„Und hast Du nur Brot und Salz," so vermaß sich Margarethe beim Abschiede, „ich will dennoch bei Dir bleiben und versuchen, was meine Hände vermögen.“ Dann trocknete sie die Augen mit dem Tuche, mit dem sie dem Abfahrenden zugewinkt und begann einen Rundgang durch die Baarenlager der achtbaren Herren, die ihre nahrhafte Arbeit vermittlest der zerstochnen Finger armer Mädchen verrichten. Die hübsche unglückliche Schauspielerin, mit welcher Principal und Commis zu äugeln sich berechtigt glaubten, hatte das Glück Arbeit zu erhalten, Arbeit vollauf, Blutsaugende, augenröthende Arbeit für wenige Groschen das Tagewerk. Das kleine Edelfräulein sichelte, sichelte die

ganzen Tage und die halben Nächte hindurch und dachte an ihren schönen Schatz mit den feurigen Augen und den braunen Wangen, und freute sich an dem Bilde, das in ihre Seele, der Klinge des Kopffechters unerreichbar, geprägt war. So saß sie und stichelte und sog das Blut von den zerstochnen Fingern, um ein Stück Brot zu haben; aber unberührt in ihrer Truhe ruhte das Gold, das der Bräutigam ihr gegeben, und das er von Zeit zu Zeit durch Sendungen vermehrte. Es war nicht sein Geld, nicht sein Verdienst, leider nicht; darum sollte es ihr nicht zum Genuße dienen, wie redlicher Arbeit Lohn, sondern zu einem besseren Zwecke, den sie unter seligen Empfindungen bedachte. Sie schrieb dem Geliebten häufig, ohne von ihrem mühseligen Tagewerk etwas zu verrathen, und die umfangreichen, liebevollen Briefe, die sie von dem Gebefferten empfing, und die wenig Erlebniß, desto mehr Bärtliches enthielten, waren ihre einzige Freude.

Hylas unterdessen verbrachte die Tage seiner Haft in mäßiger Verbrossenheit. In seiner Einsamkeit, die durch Umgang mit einem Paar mürrischer Schicksalsgefährten nur selten unterbrochen wurde, ahnte auch er den Werth eines Herzens, das in allen Fährnissen treu zu uns hält, und der Briefwechsel mit Margarethen erhellte ihm manche düstere Stunde. Im Uebrigen versäumte er nicht, mit seinen Gönnern in Verbindung zu bleiben, und Professor Kürnberg, der sich für seinen Liebling am eifrigsten bemühte, vermochte ihm denn auch bald eine bescheidene Aussicht zu eröffnen. Es war freilich nur eine Art von Handlangerstelle bei der Stadtbibliothek, die zwar kärglich von Ertrag war, doch einige Sicherheit gegen schnelles Verhungern bot, und Hylas haßte nach dem mageren Vogel, um sich jeder Verbindlichkeit möglichst bald zu entziehen.

Margarethe war glücklich — nicht über das large Loos, das ihr fiel, als über die hoffnungsvolle Freudigkeit, mit der Hylas es ihr anbot, und da er ihr mittheilte, daß er nach erlangter Freiheit seine Thätigkeit sofort beginnen werde, so rührte sie zum ersten Mal an das Gold in ihrer Truhe und rüstete Kranz und Schleier, Schuhe und Brautgewand für eine junge Edelbame, wie's recht war, nicht für eine arme Rätherin. —

Hylas kam an, häßlich mit seiner abscheulichen Narbe, aber mit gutem Muth und ehrlichem Herzen. Sein erster Gruß war: „Nun trennen wir uns nie mehr!“ Und an demselben Tage, da Hylas sein Amt übernahm, gingen Braut und Bräutigam zum Küster.

Und nun begannen sie ihr Nest einzurichten, das alte traute Nest unter dem Dach, und als Hylas seine Junggefellenhabe dahin gebracht, da war das Nest recht voll und behaglich gepolstert.

Nur Eins bekümmerte den Bräutigam, daß Margarethe keinen Brautschmuck haben könnte, der ihrer würdig. „Was da!“ lachte Margarethe: „Ich ziehe eben das Beste an was ich besitze.“ Und als der Bräutigam, um sie zur Kirche zu holen, im wohl-erhaltenen Frack zu ihr eintrat, da stand sie da, das liebe Haupt mit der Myrthe umwunden, die aschblonden Locken unter dem Schleier hervorquellend, im Antlitze unverlierbaren Adel, in den Augen die erste, alte, vielgeprüfte Liebe.

Sie wurden ein Paar und Tags darauf begann die Arbeit, begann der unruhige Flug der Schwalben von und zu Neste. Hylas war im kleinen Kreise pflichtgetreu und ein guter Gatte. Um seine Einnahmen zu vergrößern, fertigte er außerhalb seiner Dienststunden, früh Morgens und spät in der Nacht, Abschriften von unschätzbaren Werken der Professoren, oder besorgte die Bücher der Kaufleute, bis der Kopf ihm auf

die Feder sank. Er arbeitete unaufhörlich und darbt mitunter, aber die Liebe flog darum nicht zum Fenster hinaus.

Auch Margarethe that was sie verheißen, und ihre weißen Hände schmerzten, bis sie hart wurden. Ohne Nagel, ohne jede Hülfe beherrschte die zarte Frau ihren kleinen Haushalt, scheuerte, kochte und wusch, trug Holz und Wasser vier Stiegen hoch, und spät in der Nacht, von der Arbeit ermattet, bei der Lampe des übermüdeten Mannes, sank sie zusammen, sagte: „Es ist nichts,“ und griff schlaftrunken nach andrer Arbeit.

So gieng ein Jahr und ins zweite. Ihre Blüthen welkten, sie trug ein Kind unter dem Herzen. „Wie selig wollen wir sein!“ sagte sie mit ihren blassen Lippen und trug Holz und Wasser und lachte vor Seligkeit; und als ihr Kind lebte, da starb sie.

Hylas kam von Sinnen. In seinen Armen hielt er das Neugeborene und tänzelte wie wahnsinnig umher. Er legte das junge Leben an die erkaltete Brust und lachte über das liebliche Bild, bis die Wehmutter schauernd ihm das Kind entriß.

In den harten winterlichen Boden gehauen wurde das Grab, in das Hylas die Leiche seines braven Weibes versenkte, und als sie darin lag, warf der Schneesturm eine dicke weiche Fliederdecke über den Hügel.

Zu Hause aber im Körbchen lag das Kind verlassen und schrie, und dann kamen Schreiner und Todtengräber und wollten Geld, das nicht da war. Noch einmal raffte Hylas sich auf; denn noch war ein Wesen da, das seiner bedurfte und aus dessen rundem, rothem Gesichtchen wie aus einer Knospe ihm das Antlitz der Mutter frisch aufzublühen schien. Er fand zu seiner Pflege ein hungeriges Weibsbild, das seinem Pflegling die Milch forttrank und den Vater mit kreischender Stimme über das Heiligthum der ehrlichen Arbeit beehrte.

Das ging nicht länger so fort. Er trug das Kind zu einer Pflegemutter, zu einer freundlichen, vortrefflichen, obrigkeitlich überwachten Pflegemutter. Die nahm ihn mit einem Herzenlächeln in ihre dürrn Arme und machte in acht Tagen einen Engel daraus.

Nun war Hylas allein, ein zerstörter Mensch, ohne Zweck, ohne Kraft, ohne Hoffnung. Tagelang saß er einsam in dem verwaisten Neste und hatte keinen andren Gedanken, als den vorangeflogenen Seelen seiner Lieben nachzuliegen. Wohl prüfte er die Spitze eines Messers, aber sein Wille war gebrochen, und stumpfsinnig brütete er über dem Plane, sich selbst zu vernichten, ohne zum Entschluß zu gelangen. Professor Kürnberg kam zu ihm, versuchte ihn aufzurichten, stellte ihm vor, daß er Freunde habe, bereit, ihm über eine Zeit der Entmuthigung fortzuhelfen, bis er in neuer Thätigkeit gefunden werde. Aber solche Vorstellungen rüttelten den Unglücklichen immer nur auf Augenblicke aus seiner Erstarrung, und schon bei dem Versuche, sich aufzuraffen, sank er verzweifeln wieder zusammen. Die Stadt, die ihn einst in seiner Jugendschönheit und Lebensfülle bewundert, sah ihn jetzt verunstaltet, gebrochen, bleich vor Entbehrung durch die Straßen taumeln. Seine Genossen schämten sich seiner und vermieden ihn, und als Professor Kürnberg zu künstlerischen Zwecken eine jahrelange Reise antrat, da war er gänzlich verlassen und vergessen.

Nur ein Gefährte fand sich noch zu ihm, ein Glender zum Glenden, Hemsterhuis der Philologe. Er fand ihn in einer schlechten Schenke, nannte ihn altes Haus und gewann ihn für den großen Tröster Alkohol. Die Weiden wurden Brüder, und man sah sie häufig Arm in Arm, von der Gassenjugend verfolgt und verspottet, aus einem Wirthshaus ins andere schwanken.

An Versuchen, den Unglücklichen aus dem Abgrund emporzuziehen, fehlte es nicht. Gerda sowohl wie der Professor erneuerten ihre Bemühungen; aber seine Thatkraft, ja sein Ehrgefühl waren bis auf den letzten Funken erloschen, und die Mittel, die man ihm zukommen ließ, und die er stumpfsinnig und ohne Dank hinnahm, beschleunigten nur seinen Untergang.

Dennoch drang selbst in dieses umnachtete Dasein von Zeit zu Zeit ein matter, milder Lichtstrahl. Er kam von einem Kleinod, das sich ihm als ächt erwies, der Liebe seines Weibes, deren Gedächtniß er nie ganz verlor. Der Todtengräber erzählte, daß der Unglückliche mitunter eine arme Blume auf Margarethens und seines Kindes Grab gepflanzt habe, und zu verschiedenen Malen fand er ihn über den Hügel eingeschlafen. —

Vielleicht entschlummert er dort bald für immer. Es ist schwer, ihm ein besseres Loos zu wünschen.

Zwei dramatische Fragmente von Friedrich Halm.

Mitgetheilt von Faust Pachser.

Vorbemerkungen.

In der Vorrede zu den von Emil Kuh und mir aus dem literarischen Nachlasse Friedrich Halm's herausgegebenen Werken sind zehn Fragmente angeführt worden; zwei davon theilten wir mit, nämlich den ersten Act des Trauerspieles „John Brown“, aus dem Jahre 1864, und den zweiten Act des nach Lope de Vega bearbeiteten Trauerspieles „König Wamba“, wovon etwa achtzig Verse aus dem Jahre 1859 stammen, der Rest aber im Jahre 1869 begonnen und vollendet wurde.

Gern hätten wir von den übrigen Fragmenten noch mitgetheilt Anfang und Scenarium eines Trauerspieles „Drei Urtheile in Einem“ aus dem Jahre 1844, und das Scenarium des Trauerspieles „Der Richter von Salamea“, aus dem Jahre 1867; beide nach Calderon. Zur Bearbeitung des ersteren war er durch mich, zu der des zweiten durch den k. k. Hofschauspieler Lewinski angeregt worden. Beide jedoch bieten dem Bearbeiter, der auf das heutige Publikum Rücksicht nehmen muß, fast unüberwindliche Schwierigkeiten; keines der beiden prachtvollen Stücke verträgt eine Abschwächung; dort der entscheidenden Scene zwischen dem Vater und dessen vermeintlichen Sohne, der, öffentlich in seiner Ehre gekränkt, dem Alten vor aller Welt einen Schlag ins Gesicht gibt, während weder jener noch dieser noch das Publikum weiß, daß der brutale Jüngling der Sohn der Greises nicht sei; hier der Handlung überhaupt, da die Hinrichtung eines Officiers auf Befehl eines Bauernrichters schwerlich von der jetzigen militärischen Zeit günstiger aufgenommen werden würde, als das Fischen des Prinzen von Homburg um sein Leben in Kleist's wunderbarem Drama. Diese Erwägungen waren für Halm, der niemals vergebliche Arbeit machen wollte, die Veranlassung, von seinem Vorhaben abzusehen; für den aber, der diese beiden Dramen Calderon's kennt, würden diese Fragmente, so klein sie sind, und auch die beiliegenden Scenarien, obgleich sie kaum mehr als die Namen der auftretenden Personen enthalten, immerhin von Interesse gewesen sein. Das große Publikum indes kennt die beiden Stücke Calderon's höchstens dem Titel nach und würde sich schwerlich die Mühe genommen haben, sie wegen den höchst dürftigen Anfängen einer Bearbeitung nachzulesen.

Auf den Wunsch des Verlegers, der nicht Fragment an^o Fragment gereicht sehen wollte, ließen wir aber auch die hier folgenden zwei ausfallen, und beschloffen, sie dem

Biographen zur Verfügung zu stellen, obschon eigentlich nur das spätere innere Beziehungen auf das Leben Halm's hat; freilich nur literarische, aber doch immerhin auf das tiefste Wesen des Dichters deutende Beziehungen. Auch war ja die Hoffnung nicht ausgeschlossen, diese wichtigen Fragmente bei Gelegenheit einzeln veröffentlichen zu können, und ich ergreife die mir in den „Monatsheften“ gebotene um so lieber, als meine für das „Oesterreichische Jahrbuch“ bestimmte biographische Skizze wegen Raummangels schon mit dem Erscheinen der Griselidis abbrechen mußte.

Ueber das Fragment aus „Tiberius Gracchus“ fand ich nicht die geringste Notiz vor, außer daß es am 11. December 1850 begonnen worden. Ueber das andere „Theater in der Unterwelt“ fand ich nur die, daß er damit im März 1854 begonnen, und daß er mir gegen Ende des Februars 1855 die Mittheilung machte, er habe ein neues Stück „fertig“, aber nur ein literarisches, das nicht für die Aufführung sei. Da er mir nichts weiter davon sagte, so wählte ich bis zur Uebernahme des Nachlasses, es handle sich um ein Drama, das wegen politischer oder socialer Bedenken stofflich nicht zur Darstellung auf der Hofbühne sich eigne. Ich war daher nicht wenig überrascht, als ich diesen Anfang einer Nachahmung von Platen's romantischem Oedipus vorfand. Der Ausdruck „fertig“ bezog sich auch diesmal nur darauf, daß er das Stück fertig im Kopfe habe; denn es war seine Art, Alles im Kopfe auszuarbeiten und gleichsam aus dem Gedächtnisse niederzuschreiben. So z. B. sagte er mir noch in den letzten Jahren, er nehme zwei Stücke, die ganz fertig seien, mit ins Grab; es lohne nicht, sie dem Papier anzuvertrauen, da ihm die Schauspieler dafür fehlten. Vermuthlich hatte er aber doch damit begonnen. Wenigstens wurden mir nachträglich zwei Bruchstücke eingehändigt, deren eines mit dem Datum 11. März 1870 nur 28 Verse aus dem ersten Acte eines unbetitelten Stückes (Kaiser Arnulph?) und das andere mit dem Datum 15. April 1870 einige Verse mehr als 170 aus dem ersten Act einer Stefania enthält, die ihn schon anno 1840 stark beschäftigt hatte. Darnach ist die Angabe, daß seine letzte dramatische Beschäftigung die mit dem König Wamba gewesen, zu berichtigen. Seine mündliche Mittheilung, er sei mit dem Stücke „fertig“, wird wahrscheinlich für Hopfen, mit dem Halm in den sechsziger Jahren viel verkehrte, die Veranlassung gewesen sein, an das tatsächliche Vorhandensein des ganzen „Theater in der Unterwelt“ zu glauben.

Es ist unschwer zu erkennen, daß, wie Platen in seinem Rimmermann nicht bloß Zimmermann sondern eine ganze Reihe von Poeten zeichnen wollte, auch Halm den Gedanken hatte, einen bestimmten Theaterdirector, nämlich Laube, zum Sündenbock für alle anderen Directoren zu machen, die er erlebt hatte. Mehr, als ich von dieser projectirten dramatischen Satyre mittheile, kam mir nie zu Gesicht, und dürfte auch schwerlich je vorhanden gewesen sein. Der Anfang stammt aus jener Zeit, wo er voller Ungeduld wegen Laube's Entscheidung über den im Jänner zuvor anonym eingereichten „Fechter von Ravenna“ war; die Mittheilung an mich aus der, wo dieses Trauerspiel bereits seinen Triumphzug über die meisten größeren Hofbühnen angetreten hatte und er sich eben in der ersten, noch unverkümmerten Autorfreude darüber besand.

Die Verstimmung gegen Laube war aber nicht die Folge bloß des ästhetischen Gegensatzes, in dem Halm gegen diesen stand; sie hatte auch persönlichen Grund. Laube brachte zwar neues, regames Leben auf die altherwürdige Bühne des „Hoftheaters nächst der Brunnengasse“, wo er wollte zu sagen was zur Geltung, mit all'n dem Prinzipale wie dem Publikum sieb gewordenen Traditionen brechen; das konnte natürlich nicht ge-

schehen, ohne vielfach wehe zu thun. Er suchte vor Allem die älteren Kräfte durch jüngere zu ersetzen, jene in andere Fächer zu drängen oder ganz zu beseitigen, namentlich aber die bisher übliche declamatorische Vortragsweise, den poetischen, großen, auf Goethe zurückzuführenden Styl der Darstellung abzuschaffen.

Es ist hier der Ort nicht, zu untersuchen, wie weit er dabei Recht hatte und Unrecht that. Gewiß ist aber, daß mit Halm Ende Jänners 1850 sagte, er stehe „gut mit Laube“, und Anfangs August desselben Jahres bereits Feuer und Flamme gegen ihn war. Laube nämlich hatte den Liebling der Wiener, den Künstler, welchem Halm nächst Frau Kettich seine größten und nachhaltigsten Erfolge zu danken hatte, den genialen Darsteller des Percival und des Sohns der Wildniß, Ludwig Löwe, dem er selbst für die günstige Aufnahme des Ronalbeschi und des Struensee so vielen Dank schuldete — diesen stolzen, reizbaren, verdienstvollen Schauspieler hatte Laube von der Regie entheben wollen. Ich sehe und höre noch jetzt in meiner Erinnerung, wie aufgebracht Halm darüber war; sogar an Drohungen fehlte es nicht, wie sie wohl Einer im ersten Zorne ausstößt. Hatte mich Halm vorher selbst an Laube gewiesen, der auch stets freundlich gegen mich blieb, so warnte er mich jetzt vor ihm, was aber auf mich, der ich die rasch wechselnden Launen des Dichters auch diesmal für vorübergehend nahm, nicht eben viel Eindruck machte. Schweigend oder nur mit schüchternem Widerspruch hörte ich dem Einen zu, wenn er sagte: Moderne Stücke will er nur? Wer's ehrlich mit der Kunst meint, macht keine modernen Stücke!“ und dem Andern, wenn er äußerte: „Halm's Erfolge! das sind keine rechten Erfolge!“ Es versteht sich von selbst, daß ich mir dergleichen Worte zwar merkte, aber niemals hinterbrachte. Von anderen sogenannten guten Freunden mag das aber geschehen sein, wie auch später, als Laube nach Halm's Uebernahme der Intendanz seine Entlassung nahm. Es gab Heher und Schürer genug auf beiden Seiten, und beide Herren ließen es nicht an unvorsichtigen Aeußerungen über einander fehlen.

Halm wurde immer unzufriedener mit der Führung des Theaters; wie ein junger Mensch war er durch die Zurücksetzung gekränkt, die seine Stücke durch den neuen Director erfuhren; und auch den Aerger über die entgehende Lantième spielte dabei seine Rolle, denn Laube führte die eigenen Stücke nicht nur oft, sondern auch an den besten Theatertagen auf, und Halm machte sich das grausame Vergnügen, sich ein vergleichendes Verzeichniß der Aufführung Laube'scher und Halm'scher Dramen anzulegen, wobei freilich er im Nachtheile stand.

Seine Unruhe über das, was er Verwilderung und Geschmacklosigkeit nannte, nahm täglich zu. Da Laube mehr als ersprießlich die melodramatische Begleitung der Dramen begünstigte, namentlich bei der Aufführung von Uechtrich's „Alexander und Darius“ Mißbrauch damit getrieben, so wollte Halm, ich solle einen feinen „satyrischen Artikel gegen das Recitativ im Burgtheater“ schreiben. Dessen weigerte ich mich, obgleich ich seine Meinung theilte.

Nach einiger Zeit rückte er an Herrn von Hermannsthal und mich mit dem Plane heran, uns zu einem anonymen Büchlein voll scharfer, gegen Laube's Theaterleitung gerichteter Epigramme zu vereinigen, das im Auslande erscheinen sollte. Hermannsthal, der damals schon ungerechterweise bereits in Vergessenheit gerathene Dichter, dessen Nekrolog ich im vorigen Jahre in dem Jahrbuche „Die Dioskuren“ und in der Janke'schen Roman-Zeitung mitgetheilt habe, wäre bereit gewesen gleich mir zu diesem

neuen Xenientkämpfe; doch wollte er eben so wenig als ich sich den möglichen unangenehmen Folgen ent schlagen, „wenn die Sache austäme;“ es gab Umstände, unter denen wir es für unsere Pflicht gehalten hätten, die Maske abzuwerfen. Das wollte aber Halm durchaus nicht und so scheiterte sein Plan, dessen Ausführungsarten noch mehrfach besprochen wurden, an unserer entschiedenen Weigerung, auf seine Forderungen einzugehen.

Halm ward nunmehr von verzehrender Unruhe erfaßt. Sein Gestaltungstrieb drängte ihn bald zu diesem, bald zu jenem Stoffe, seine Besorgniß, Laube werde ein unter dem Namen Halm eingereichtes Stück zurückweisen, hielt ihn wieder ab; wollte er doch sogar gehört haben, Laube habe ein Stück Grillparzer's abgelehnt. Frau Rettich suchte den verstimmtten Dichter seinem Unmuth zu entreißen, und mit Hinblick auf das eben aufblühende „illustrierte Familienbuch des österreichischen Lloyd“, das ich redigiren half und für das ich die literarische Correspondenz führte, schlug sie ihm vor, Novellen zu schreiben. Er wehrte sich dagegen, erst wie gegen eine Beleidigung, dann wie gegen die größtmögliche Langweiligkeit. Und es war damals, daß ich ihm die beiden Stoffe erzählte, die er anfänglich zurückwies und später in so ausgezeichnete Weise bearbeitete: „Die Marcipankiese“ und „Das Haus an der Veronabrücke.“ Die erste Erzählung hat er am 21. März 1855 vollendet, die zweite erst am 6. März 1862 begonnen; den Entschluß zu jener hat er jedenfalls zwischen dem 18. November und 1. December 1852 gefaßt, als er bereits beschäftigt war den am 6. März 1852 begonnenen, im April unterbrochenen und am 2. November desselben Jahres wieder aufgenommenen „Fechter von Ravenna“ weiter zu führen.

Bevor er jedoch diese berühmte Tragödie vollendete, von der Grillparzer vor Lüftung der Anonymität gesagt hat: „Diese können in Deutschland nur zwei Menschen machen; ich oder Halm; ich bin der Autor nicht, folglich ist's Halm,“ fiel die Aufmerksamkeit Halm's auf den Stoff einer Tragödie, deren ich mich in meiner grünen Jugend schuldig gemacht und dessen neuerliche Bearbeitung er mir unterfragte, weil er selbst daran gehen wollte. Trotz der hierüber gemachten Notiz vergaß ich dieses Verbot und machte aus meinem Stücke eine Novelle, die unter dem Titel: „Die Frau von Bouisseur“ in Seidl's Taschenbuch „Aurora“ erschien und ihrerseits dann Weilen zu seiner „Dolores“ angeregt hat. Da ich in meiner tragischen Novelle einen wirklichen Vorfall aus der florentinischen Geschichte erwähnt habe, den der Ginevra Ugolanti, welcher auch, so viel ich weiß, den Stoff von Haleby's Oper „Guido und Ginevra“ ist, so ließ sich Halm Notizen dazu aus Leigh Hunt's Legend of Florence, wenn ich nicht irre, heraus schreiben; sicher ist, daß ich diese Notizen nach Halm's Tode fand und nicht weiß, ob er die Ginevra oder die Frau von Bouisseur dramatisiren wollte, welsch letztere bereits als Genevion von Toulouse durch Leopold Scherer novellisirt worden war.

Das besagte Verbot erhielt ich im April 1853. Im Juni darauf wollte er mich bereden, eine „Belagerung von Murány“ zu einem Schauspiel zu benutzen, der Stoff dazu war mir aus Hormayr's und Medniánky's Taschenbuche längst bekannt, Halm aber neuerdings durch die im Jahre 1851 erschienene Kertbrun'sche Uebersetzung des epischen Gedichtes von Joh. Arany zugeführt worden. Ich behauptete jedoch, das sei höchstens ein Opernstoff und kam auch in der That nicht über den Anfang einer Arie viel hinaus. Halm, der nichts davon erfuhr, war jedoch durch meinen Widerspruch gereizt und ging am 16. April 1854, also wenige Wochen nach Beginn des „Theater in

der Unterwelt“ an die Bearbeitung des Schauspiels „Murány“, von dem jedoch nur wenige Verse und ein „Zigeunerlied“ niedergeschrieben wurden, das ich im 9. Bande der „Werke“, dem ersten des Nachlasses, veröffentlicht habe.

Es scheint demnach, daß ihn seine Unruhe und Aufregung, nachdem der Fächter begonnen, und noch mehr, nachdem derselbe eingereicht war, in nichts über die Anfänge hinauskommen ließ, es wäre denn bei der „Marcipanliese“, die einer ganz entgegengesetzten Dichtungsart angehörig ihn eben um der Ungewohntheit willen reizen und fesseln mochte.

Der Gedanke, ein unfruchtbares Drama zu schreiben, ist ihm sicher immer verhaßter geworden; innere und äußere Form, wie viel Geist, Witz und Kunst auch daran verschwendet worden wären, hätten das „Theater in der Unterwelt“ doch stets nur als einen Abklatsch von Platens romantischem Oedipus erscheinen lassen, und so ließ er das ganze Thema fallen, als er endlich der Annahme des Fächters im Burgtheater sicher war und damit überall den enthusiastischsten Erfolg erreicht hatte.

Im October 1856 konnte er mir wieder sagen, daß er mit Laube neuerdings „gut“ stehe.

I. Theater in der Unterwelt.

In der Unterwelt. Vor dem Palaste Pluto's.

Pluto, Chor der Schatten.

Pluto.

Längst hingewellter Leiber bleiche Schatten ihr,
Heraus in eure Mitte tret ich, lustig Volk,
Ich, euer Fürst und König dieses dunkeln Reichs;
Denn Ungebuld ameisenartig prickelt mir
Im Leib, und händereißend trippl' ich auf und ab,
Aussehend rings nach meines Boten Wiederkehr!
Von Unruh wirr umhergetrieben im Palast
Verließ zulezt ich seine Hallen, hoffend hier
Vielleicht von euch zu hören, was mir Trost gewährt!

Chor.

Was könnt' ich dir versagen, Fürst der Schatten! Sprich!

Pluto.

Ob Kunde dir vom Seelenführer Hermes ward,
Den jüngst hinauf zur Oberwelt ich sandte; nur
Das Eine sag' mir!

Chor.

Keine Kunde ward mir, Herr,
Von seinem Gehen, seiner Rückkunft!

Pluto.

Brüllt der Schuft
Vielleicht in irgend einem Demokratenclub?

Erhört er weder Diebe Stoßgebet um Schutz
 Bei Raub und Einbruch, oder treibt er Börsenspiel,
 Und schlägt mit Axiomältern jüdelnd sich herum?
 Denn immer solchen Künsten gab er gern sich hin —
 Beim Zweizack, den ich führe, wart' nur, kehrtst du heim,
 Ich laß' dich Ordre parieren, Schlingel —

Chor.

Mäßigung

Gebiet' dem Sturm der Seele, Fürst des Schattenreichs,
 Und nicht dem Anschein zürne, nur erwiesner Schuld!
 Vielleicht, daß jenem schwieriger, zeitraubender
 Dein Auftrag sich erwiesen, als dein Unmuth träumt;
 Ja, daß du Kämpfe unbewußt ihm auferlegt,
 Wie jene, die Herakles einst bestand.

Pluto.

Wie, was?

Du nennst herculische Mähen das, von dort, vom Licht
 Des Tages einen Theaterdirektor herbei
 Zu schaffen? Schwierig wäre das, zeitraubend, jetzt
 In dieser Telegraphendampfmaschinenzeit,
 In Deutschland, wo's zu Duzenden Theater gibt,
 Denn dahin hieß ich seinen Flug ihn lenken —

Chor.

Fremd

Erklingt mir, König, jenes Wort aus deinem Mund,
 Wie hieß es doch?

Pluto.

Theaterdirektor!

Chor.

Ganz recht!

So wars und was bezeichnest du damit, ein Thier
 Wie, oder Unbelebtes?

Pluto.

Nein, ein menschliches

Geschöpf, das nur zuweilen höchst bestialisch grob;
 Es trägt verschiedne Namen, heißt bald Principal,
 Bald Dramaturg, artistischer Direktor bald;
 Sein Amt und Auftrag aber ist, das Regiment
 Der Bude, die dort oben jetzt Theater heißt,
 Zu führen, Stücke auszuwählen nach Bedarf,
 Und Rollen zu vertheilen, in Gebiß und Zaum
 Den Mimentrost zu halten, kurz, was nöthig ist,
 Der Gier des Volkes täglich sein bestimmtes Maß
 An scenischen Vergnügen vorzuwerfen —

Chor.

Wie,

So ist nicht mehr, wie damals, als noch Hellas Brauch
Der Zeit gebot, Melpomene's, Thaliens Spiel
Ein Weihgesang, Pyäus opfernd dargebracht,
Ein hochgeheiligt, selten nur im Jahreskreis
Erneutes Fest, und darum eben theurer nur
Dem Volk und schöner?

Pluto.

Alles dies — du solltest längst

Es wissen und behalten endlich — Alles dies
Ist abgethan. Theater ist nur Zeitvertreib
Nur eine Art Menagerie dem Volke mehr,
Den höhern Ständen aber ein bequemer Ort,
Verbauungsschläfchen abzumachen, Rendezvous
Zu geben —

Chor.

Wehe, ruf' ich, wehe!

Pluto.

Kindern gleich

Erfreut an bunten Plütern sich das stumpfe Volk,
Jauhtzt Beifall leichten Späßen, oder stöhnt und heult
Alltäglicher Misere breitgetretenem Quart;
Vor Allem aber nach Pilantem, Schlüpfrigem
Hascht seine Bier; Doch tritt Humor und derber Witz
Ihm frisch entgegen, oder ringt vor ihrem Blick
Mit ehernen Geschichten selbstbewußt der Held,
Erliegend, aber siegreich freien Geistes, groß,
Dann rümpft der Troß die Nase, vornehm präde schilt
Er roh gemein des Dichters Kraft, und thut verschämt
Und heuchelt schwache Nerven —

Chor.

Was vernehm' ich? Weh!

Weh' ruf' ich! In Schutt, Trümmer auf Trümmer gehäuft
Liegt heiliger Kunst hochsprangender Bau!
In der Helle des Gotts haust Kröte und Molch
Und die Eidechse spielt
Auf den Stufen des Weihaltars.

Hell perlend darcinst, weh, zur Pfüge versumpft
Castalia's Quell nun! Barbarengewalt
Roh zwingend beherrscht die entgötterte Welt
Und vergeudet den Schatz,
Vieles Jahrhunderte Spargut!

Zu den Schatten hinab, weh, flüchtete schein
 Der Olympischen Schaar! Dort sitzen sie stumm,
 Selbst Schatten nur mehr, und ein Geier umkreist,
 Des Gewesenen Bild,
 Nie ruhend die Gramgebeugten!

Pluto.

Genug! Zerreißt mit Klage Liedern nicht mein Ohr!

Chor.

Weh! Alles versank, was ich ewig gewöhnt!
 Herbstnebel umqualmt die alternde Welt,
 Und wie Blüthen im Frost welkt Anmuth hin,
 Stirbt Würde hinweg,
 Nie wiederbelebt vom Leuzharach mehr!

Pluto.

Run hab' ichs satt! Beim Schwefeldampf des Acheron
 Genug des Jammers! Als ihr lebtet noch
 Im hellen Strahl des goldnen Lichtes, schertet ihr
 Den Teufel euch um Schönheit, Würde, heilige Kunst!
 Dem Neuen, wars grundschlecht auch, lieft ihr gierig nach,
 Die Götter lieft ihr Götter sein und Hellas Glanz
 Und Herrlichkeit, wer anders untergrub sie denn
 Für Geld und gute Worte als ihr selbst? Und jetzt,
 Jetzt greint ihr, ringt die Hände wund, beklagt den Sturz
 Der guten großen Götter, die ihr sonst verhöhnt,
 Ihr heuchlerischen Schelme —

Chor.

Schone, fleh' ich Herr!
 Verdienten Vorwurf häuflst du leider mir aufs Haupt;
 Das aber war der Sterblichen Erbfehler stets
 Rückblickend erst zu schämen hingeschwundnes Glück,
 Niemals gerecht zu werden froher Gegenwart —

Pluto.

So ist es, ja! — Gewißigt übt als Schatten denn
 Was lebend ihr versäumtet; unbefangen frei
 Laßt Schönes auf euch wirken, wo und wann ihr's trefft,
 Und treffen sollt ihr's! — Kehrt Hermes nur zurück,
 Und brächt' mir endlich Nachricht —

Chor.

Von dem Manne, Herr,
 Den vorhin du Theaterprincipal genannt?

II. Tiberius Gracchus.

Erster Akt.

Landschaft um Rom. Rechts im Vordergrund ein schattiger Baum über einen Rasenabhang; auf derselben Seite, aber mehr gegen den Hintergrund zu das mit Gittern geschlossene, reich verzierte Eingangsthor zur Villa des Corn. Scipio Rasica, deren Hauptgebäude aber nicht sichtbar ist.

Links Gebüsch; im Hintergrund Ausblick auf die Ebene und Rom.

Agrippa, Crispus und Clelia, die letztere mit zwei Kindern nähern sich der Villa, während Moloßus, das Gitterthor öffnend, heraustritt.

Moloßus (ins Haus zurückrufend). Macht euch fertig; die Sonne ist im Sinken; sie müssen gleich hier sein! (Agrippa, Crispus und Clelia gewährend.) Was soll's mit euch? Ihr seid vom Pflanzgut des alten Sergius da brunten! Was sucht ihr hier?

Crispus. Wir wünschten Deinem Herrn, den edlen Scipio Rasica, ein Besuch vorzutragen!

Moloßus. Ist seit frühem Morgen in der Stadt! Kommt ein andermal!

Clelia. Als sie dort die Höhe hinaufkamen, sahen wir den Consular eben aus der Sänfte steigen und mit einem Begleiter den Weg einschlagen, der durch das Wäldchen hierher führt, während die Sänfte dem Umweg der Straße folgt!

Moloßus (ins Haus zurückrufend). Heda! Davus, laß den Koch sich bereit halten! Geta, Syrus und ihr andern, herbei! Der Herr kommt den Fußsteig durchs Wäldchen herüber (zu Crispus und Clelia, während mehrere Sklaven herüberreisen, die beiden Flügel des Gitterthores öffnen und sich dienstbereit am Eingang aufstellen.) Nun was steht ihr hier im Wege, zudringliches Volk? Tretet mit euren Rangen dort bei Seite! (er drängt Clelia und die Kinder nach rechts zurück.)

Crispus. Wie, Sklave, wagst Du —

Moloßus. Sklave! Dünkt das Bettelvolk sich etwa besser als unser einer?

Agrippa. Vermessener, Du sprichst zu einem freien römischen Bürger!

Moloßus. Römische Bürger! Hungerleider seid ihr mit mehr Flecken auf den Kleidern, als ihr Brotkrumen im Sacke habt! Frei seid ihr, ja frei vom Ueberfluß und vom Nothwendigen! Erhungert wo anders als eben hier! Hintweg, Gesindel!

Crispus (von Clelia zurückgehalten). Nichtswürdiger, wenn meine Hand Dich faßt —

Moloßus. Still! Tretet bei Seite; da kommen die Consularen!

(P. Cornelius Scipio Rasica und Popilius Læna treten im Vordergrunde der Bühne links auf.)

Rasica.

Du siehst zu schwarz!

Popilius.

Nein, sag' ich, nein! Es rauschen

Gewitterschwüle Seufzer um uns her,
Und dumpfe Gährung zittert in den Lüften!

Rasica.

Sprich deutlicher, wenn ich dich fassen soll!
Was fürchtest Du?

Popilius.

Des Endes Anfang fürcht' ich!

Du hast ja Augen, so blick' auf und sieh'
So herbe Noth, so tiefes Elend hier,
Und hart dabei so rasende Verschwendung,
Daß Steine selbst zur Mißgunst sie empörte;
Sieh fiebernd dort in überreizter Kraft
Der Jugend Drang nach Fortschritt und Bewegung;
Sieh Mißbehagen rings, auf jeder Stirne
Geheimen Unmuth, unbewußten Groll
In jedem Blick, und frag' nicht, was ich fürchte!

Rasica.

Und wohin will die ungeduld'ge Jugend,
Wohin fortschreiten denn? Als Kön'ge Rom
Beherrschten, mochten wir Patrizier,
Bedrückt uns fühlend, ihre Macht zerbrechen;
Es mochten die Plebejer späterhin
An uns ein Gleiches thun, und in den Rath,
Zum Consulat den Zutritt sich erzwingen;
Jetzt aber, da dies letzte Ziel erreicht,
Jetzt, da wir alle gleich sind, wie sie's nennen,
An Rechten gleich und gleich vor dem Gesetz,
Wohin will jetzt die tolle Welt noch weiter?
Noth sagst Du, Elend? — Haben sie nicht selbst
Sich unfrem' väterlichen Regiment
Entzogen, selbst das Joch sich auferlegt,
Das jetzt sie wunddrückt? — Müg' es sie erdrücken;
Sie wollten Freiheit, wollten Gleichheit ja!

Popilius.

Und wenn sie nun wie du und ich begriffen,
Daß dies nur Namen sind, vergoldet zwar
Doch eitel taube Rüsse, wenn, Rasica,
Zuletzt zur Einsicht sie gekommen wären,
Die Wurzel aller Herrschaft sei Besitz,
Nur Haben heiß' Regieren —

Rasica.

Ja, das ist!

Das ist der Damm ins Meer hinausgebaut,
Das ist der Baum, der freche Willkür händigt;
Bedürfniß und Besitz, das sind die Klammern
Und Sonnenreife dieser morschen Welt!

Popilius.

Und wenn an diesen letzten Schranken nun
Bergweisung rüttelte, wenn ihre Wuth

Auch gegen den Besitz sich endlich kehrte.

Auch hier gleich machen wollte —

Rafica.

Wenn sie's könnten,

Sie thäten's wohl, sie können's aber nicht!
Denn wagten sie auch nur es zu versuchen,
Der blut'ge Kampf, der dann die Welt entzweite,
Bis auf den Grund hinab in jedem Herzen
Die letzte Spur der Menschlichkeit vertilgte,
Der Kampf verschlänge zwar, was wir besitzen,
Doch auch die Früchte ihres Sieges mit,
Und zwänge sie von vorn an zu beginnen;
Wir können nur gleich arm sein, nicht gleich reich!
Doch nun genug von Dingen, die nicht sind;
Du sagst mir vorhin —

Distichen.

Von Emanuel Geibel.

In's Unendliche strebt sich die Bildung der Zeit zu erweitern,
Aber dem breiteren Strom droht die Verflachung bereits.

Fülle die Jugend mit würdigem Stoff und in froher Begeisterung
Lehre sie gläh'n! Die Kritik kommt mit den Jahren von selbst.

Immer behalte getreu vor Augen das Höchste, doch heute
Strebe nach dem, was heut du zu erreichen vermagst.

Nicht wer Staatstheorien docirt, ein Politiker ist nur,
Wer im gegebenen Fall richtig das Mögliche schafft.

Stets zu Schwärmen gesellt sich das Volk der geschwägigen Staare,
Einsam sucht sich der Aar über den Wolken die Bahn.

Bester, du hast ein Gewissen für das, was sittlich und wahr ist,
Warum fehlt es dir, ach, nur für das Schöne so ganz?

Nicht bloß wer im Gemüth abstreift den Jügel der Sitte,
Wer sich des Häßlichen nicht schämt, er ist auch ein Barbar.

Eile mit Weile! Den Kahn erst lerne zu steuern im Hafen,
Oh' zur Entdeckungsfahrt mächtige Segel du spannst.

Stolz und schweigend enthüllt sein Werk uns der Meister; im eifren
Selbstlob birgt das Gefühl heimlicher Schwäche sich nur.

Tiefer erscheint trübströmende Flut, durchsichtige flacher,
Aber das Senfklei lehrt oft, daß dich beides getäuscht.

Ist denn die Blume nur da zum Bergliebfern? Weh dem Geschlechte,
Das anstatt sich zu freu'n jegliche Freude zerdenkt!

Thorheit bleibt's, im Gesang um den Preis der Geschichte zu ringen,
Doch der poetische Stoff kann ein historischer sein.

Freilich für ein Gedicht ist Schönheit immer das Höchste,
Nur nicht jeglicher Zeit Höchstes ein schönes Gedicht.

Wie dem parnassischen Fels zwei Häupter entragen, so gipfeln
Ueber dem Epos Homer's Lyrik und Drama sich auf.

In dem kastalischen Horn, dem begeisternden, sprudelt ein Tropfen
Lethé; jeglichen Schmerz dämpft er, so lange du singst.

Mein Dante.

Nach Bernardino Zendrini.

Am Reichsten lieb und werth
 Von Allen, was mein Vater mir vererbt,
 Ist mir ein kleines Dante-Exemplar,
 Ein schlichtes Bändchen, ohne Commentar
 Von Alten oder Neuen. Arg verfehrt
 Sind schon die Blätter, die die Zeit gefärbt,
 Und es entlockten auch
 Ein Lächeln wohl die drei Illustrationen
 Zu Hölle, Begeheur und Paradies,
 So zum Berwecheln sehn ich darin gleich
 Die Engel und Dämonen.
 Und doch vergebens bötet ihr dagegen
 Die reichsten Schätze mir:
 Wie trennt' ich mich auf allen Lebenswegen
 Von meines Herzens trauter Bibel hier.
 Fast jede Seite ist am Rand beschrieben
 Mit Noten, Glossen von des Vaters Hand,
 Von Jugend auf hat er es so getrieben:
 An seines Bändchens Rand
 Des Tages bunte Chronik einzuschalten,
 Wie flüchtige Gedanken festzuhalten.
 So wird mir lesend auf demselben Blatt,
 Dem Dante's Loos sich eingegraben hat,
 Wie Statue und Schatten, unzertrennbar,
 Des Vaters ganzer Lebenslauf erkennbar.
 Und in dem seinen seh ich unsres Lebens
 Uremge Dreiheit, wie sie Jedem wies
 Die Ziele alles Strebens
 In Hölle, Begeheur' und Paradies! —

In frischer Jugend sah
 Durch die Schlacht, durch wild zerklüftet Feld,
 Sein Balcamonica
 Nach Jägerbeute oft den Vater schweifen.
 Sein jubelnd Herz, geschwellt
 Von Lust, das Leben liebend *in oragrisen*,
 Ward mit Gesang und schönem Wahn genährt,
 Er künft'ig Leid an seiner Kraft gekehrt!
 Im frühen Morgengraun zog er von Haus;

Vom Mittagsstrahl ermattet
 Ruht er im Schutze des Alpenhanges aus,
 Auch wohl von einer Pinie lurg beschattet;
 So ruhte er und las
 Im kleinen Bändchen, das er nie vergaß:
 Und dieses Herz, das ihm im Busen schlug
 In freier Sonne,
 Der Alpenäther, der so leicht ihn trug,
 Das Gold der Sonne,
 Der Matten lachend Grün, der heße Klang
 Der Herdenglocken,
 Die mit dem Jodler, mit des Hirten Sang
 Das Echo locken,
 Der ferne Strom, des Baches klagend Lied,
 Der Fülle Rauschen,
 Der Wempe schriller Pfiff, wenn sie entflieht
 Nach scharfem Laufschrei;
 Durch Lärchen laufend, durch die Arven leise
 Des Windes Wehen,
 Der würzige Kräuterduft auf Alpenhöhen —
 — Das ist die Waise
 Des großen Sängers, dies sein Commentar
 Hier bot sein Geist sich ohne Schleier dar! —

Vom heiligen Feuer ward das Herz entzündet,
 Nun erst verstand er, was das Lied verkündet!

Doch hielt er, wie die Tränen, nicht mit Worten:
 Von kühnem Muth entfacht
 Stieg er herab zu volksbewohnten Orten,
 Auf tapfer That bedacht.
 Da klang's aus fernem Ebne durch die Luft,
 Wie dumpfer Seufzerlaut aus Kerkergruft,
 Wie Kettenraffeln und wie wildes Toben
 Beim Kampfsgetümmel. Die verpönte Stimme
 Rollt unterdrücktem Grimme,
 Italiens Schreckensstimme ward erhoben
 Vom Carbonaro. Auch dem Jüngling war
 Der Ruf erschallt; in reiner Jugend Blüthe

Stieg er hernieder, mit der kühnen Schar
Bereinigt und — wo nicht — mit eigener Hand
Zu retten seines Vaters Land! —
Die Freiheit seiner theuren Berge glühte
In seiner Brust — dem Lande sie zu bringen
Stieg er hernieder! Schöner, eiter Traum!
Frei waren fürder Licht und Athem kaum!
— Im Käfig bückte mit gefährzten Schwingen
Des Berges Kar das schmähliche Mißlingen!

Im schmutzigen Kerker saß er nun gefangen,
Und zuckend vor Verlangen
Nach seinen Alpen, trug der Fuß die Ketten.
Doch ungefesselt blieb die Zuversicht,
Dass sein Italien noch von Schmach zu retten.
Denn war getreulich nicht
Sein tröstender Gefährte, früh und spät —
(Welch besserer Freund wo dunkle Schatten
wohnen!)

Der göttliche Poet?
Stets lag er ihm zur Hand und Visionen
Aus seinem Geist erwacht,
Erhellten manche schlummerlange Nacht. —
Dann stiegen aus dem Buche ernste Schatten
Von edlen Bürgern, Schatten von Helden,
Die miteinander viel zu reden hatten.
Im Zwielicht stand, erhobnen Hauptes da
Der stolze Farinata, von dem Lohen¹
Der Flammengruß umfaßt,
Und Buonconte,² der zu Boden saß.
Der blonde Manfred³ dort, dem so verhaßt
Die Päbste sind wie Marco,⁴ und es wendet
Sich Oberisi⁵ mit der argen Last
Zu dem Gefesselten, und Cato⁶ spendet
Ein strenges Lächeln ihm; dort ist Virgil
Von dem lombardischen Troubadour⁷ begleitet,
Der seine Arme ihm entgegenbreitet.
Ach dies Umarmen ist für sein Gefühl
Italiens ersehnter Bruderkuß,
Und aus dem Hühlein bricht ein Morgengruß,
Der helles Licht im dunkeln Raum verbreitet,
Zum Vaterland den engen Kerker weitet. —
Ein Farinata voller Zuversicht
Sah schon dein Herz, o Vater, ferne Tage,
Der nahen, träben achte es nicht.
Den Blick geblendet durch Italiens Morgen
Blieb dir dein früher Niedergang verborgen.

Entlassen endlich aus der Kerkers Haft
Fand er nicht froher, anders nur die Scene.
Nun bargen sich im Kleid der Wissenschaft
Der Patriot und Dichter; die Camöne
Gab auch dem Arzte treulich das Geleit.
Im grauen Schleier mit gefenkten Schwingen
Ward sie zur Schwester der Barmherzigkeit.
Zum Trostesbalsam für der Brüder Leid
Wo Hilfe nicht zu bringen,
Ward manche Thräne, die das Herz vergoß,
Die oft verstoßen in die Wunde floß.
Und jenes Mitleid, das sein Herz empfunden,
Es galt den offenen, galt verborgnen Wunden.
Wohl suchte er den Körperschmerz zu lindern,
Der seine Kranken plagte,
Doch was geheim an ihren Herzen nagte,
War Siechthum, das durch keine Kunst zu
mindern.

Und jeder Tag erneute die Erfahrung:
— Am zögernden Fußriten
Des trägen, kranken Blutes wars zu spüren —
Wie wir geschmachtet nach des Lebens Nahrung.
Doch armer, edler Vater, selten fand
Dein Ohr, das hörend sich
Ans Herz des Kranken legte
In Andern wieder, was dich selbst bewegte;
Der edle Gram, der nicht mehr von dir wich,
Wann hat ihn je die harte Welt erkannt!
So nahmst du täglich deinen Freund zur Hand,
Den treuen Dante, ob des Tages Haß
Auch wenig oft zum stillen Denken paßt.
Die Liebe lehrte, der den Haß gelehrt;
Nun lieb er dir, wohl warst du seiner werth, —
Der eignen Tugend göttliches Gewand.
Er sänftigte den stolzen Sinn, und wie
Das Herz im Jorn und Klagen
In seinen Rhythmen sich gewöhnt zu schlagen,
So ward ihm selbst der Schmerz zu Harmonie.
Mein armer Vater! Kurz vor seinem Scheiden
Ward er mich noch ihm jede Lieblingsstelle,
Die er bezeichnet hatte, vorgulesen.
Wie strahlte sein Gesicht
So abgeehrt von Leiden
In einem letzten Lächeln, mild und licht!
Gewiß, er schaute Paradieseshelle,
So wunderbar verklärte sich sein Wesen.
Die Verse, die dem Sterbenden getönt
Erfüllten ihm den Sinn, und Schmerz und
Bild,

Sein ganzes Denken gab er Gott zurück
Von Alighieris hohem Sang verköhnt! —

Und nun les' ich bei matten Lampenschein
Im kleinen Buch allein,

¹ Pöte X, 34, Göttliche Komödie.

² Begegnung V, 88.

³ Ib. III, 108—145.

⁴ Ib. XVI, 46.

⁵ Ib. XI, 79—142.

⁶ Ib. I.

⁷ Ib. VI, 73—151. Sordello von Mantua.

Und Vieles hat das Bild mir noch zu sagen,
 Das väterlich im Geiste mit mir spricht.
 Betrüb'n soll mich's nicht,
 Drum, wenn ich all' die Seiten überschlagen,
 Die seine Hand beschrieb im Hornesmuth,
 El' ich dahin, wo gern die Seele ruht,
 Und ewge Liebe aus den Worten quillt.
 Und siehe, schon erfüllt
 Sich rings der Raum mit liebenden Gestalten:
 Die sanfte Pia¹ naht mit leisem Schritt,
 Francesca² klagt der Leidenschaft Gewalten
 Und ihre Qualen mir. Auf blumgen Wegen
 Kommt Len,³ kommt Piccarda mir entgegen,
 Der Nonnen Freund mich wädhend; näher tritt
 Forese,⁴ und Beatriz naht aus lichten Sphären.
 Und mit den Schatten redend, hör ich wieder
 Die wohlbekannten Mähren,
 Bald froh, bald ernst und trübe; —
 Und ich erbleiche, Thränen rinnen nieder
 Um sie, die erst auf Erden lilt, die Liebe
 Und nun, dem Tod zum Raube,
 Die Unbeweinte liegt, verscharrt im Staubel
 Wird sie einst auferstehn aus Erdenbanden?
 Ach, oder that sie's schon?
 Ist sie, ein neuer Christus auferstanden
 Und himmelwärts geflohn?
 Und stirbt sie nur in deinem Reiche nie,
 O Poesie? —
 So sinn' und lei' ich bis am Seitenrand
 Ein Wort, ein Zeichen von des Vaters Hand,
 Raum Andern sichtbar, aber treu verbunden
 Dem Sinn, den er im Dichterwort gefunden
 Mich wieder zu ihm führt, sein Lebenslauf
 Aufs Neue vor mir steht. — Wie stürmisch regte,

¹ Begefeuer V, 133.

² Hölle V, 92—128.

³ Begefeuer XXVII, 100; Piccarda, Paradies II, 42—127.

⁴ Forse Donati, Dante's Schwager. Begefeuer XXXII, 29—235.

Ann. d. Ueb.

Als Wunsch und Hoffnung noch das Herz
 bewegte
 Wohl einst dies Buch die Brust des Jünglings auf!
 Und nun der gleiche Sturm in meinem Sinn,
 Wie er vielleicht in Andern wogen wird,
 Wenn ich einst nicht mehr bin!

So traumhaft müde irrt
 Die Fantasie, die Lampe flackert matt,
 Gesenkten Auges starr ich auf das Blatt,
 Doch lei' ich nicht, und dem Entschlummern nah,
 Hinbrütend, unbeweglich sig' ich da.
 Da seh' ich — oder glaub' ich's nur zu sehn? —
 Beim matten Schimmer eine kleine Hand,
 An meines Büchleins Rand
 Seh' ich sie eilig auf und nieder gehn!
 Wie, täusch' ich mich? Nun fängt sie an zu
 schreiben,

— O Himmel wie mir's durch die Aern rinnt! —
 Ob wir auch fast im tiefen Dunkel sind —
 Des theuren Vaters Hand erkenn' ich wieder!
 Willst du noch dort mein treuer Mentor bleiben
 O theurer Schatten, Seele des Verklärten?
 Steigst du aus deinem Himmel zu mir nieder,
 Und kehst von Alighieri, dem Verehrten,
 Hierher zurück, um deinen alten Noten
 Hinzuzufügen mit der Hand des Todten,
 Was Dante's stolze Seele dir gesagt,
 Als du dort oben zitternd sie befragt?
 Und nun willst du den Spruch mir anvertrauen,
 Auf daß mir klar zu schauen
 Beschieden sei, in unverhülltem Licht
 Des edlen Sängers göttliches Gedicht?
 Ach fassen mücht ich sie, doch an dem Rand
 Berweilt sie nicht, sie strebt mir zu entfliehn
 Die liebe Hand, vergebens
 Rüh' ich mich ab, sie an mein Herz zu ziehn!
 Des theuren Vaters, des Beschüßers Hand,
 Der Freund mir war und Bruder mir zugleich,
 Die er dem Einsamen im Strom des Lebens
 Mitleidig bietet aus der Schatten Reich. —

Literaturbriefe.

Von

Johannes Scherr.

Neujahr 1877.

Sie sind aber mitunter auch gar zu kritisch, Verehrteste! So kritisch, daß mir der Verdacht aufsteigt, sie müßten mit der bösen alten Jungfer, von welcher ich Ihnen neulich schrieb, in intimer Beziehung stehen. Auch muß ich Sie bitten, füröhin vorsichtiger zu reden, als Sie in Ihrer letzten Epistel geredet haben: Sie wissen doch, wie es unter Umständen mit dem Briefgeheimniß im lieben deutschen Reiche gehalten wird. Endlich sollten Sie, die Sie ja eine Wissende sind, die Sachen nicht so tragisch nehmen, wie Sie thun. Wem es gegeben ist, in der Montgolfière des Humors sich wiegen zu dürfen, der braucht über all das Gerappel, Getrappel und Gezappel da unten nicht mehr zu weinen, sondern nur noch zu lachen. Wir wissen ja, daß nach einer Weile — und sei die Weile noch so langweilig — der ganze Erdentrümmel als das „leere Schaugepränge“, was er ist, „verblaffen und spurlos verschwinden wird.“ Wozu also der Jammer „um Hekuba“?

Aber ihr Frauenzimmer nehmt alles so leidenschaftlich und so zu sagen persönlichst. Kein Abstraktionsvermögen, keine Objektivität in euch, wohl aber ein nicht zu billiger Eigenfinn, die Dinge zu sehen, wie sie sind; nicht, wie sie vom Auge des alleweil beschränktesten königlich preussischen Unterthanenverstandes von rechtswegen gesehen werden sollen, dürfen und müssen. Und doch leben Sie in Berlin, von wo das Evangelium der „objektiven“ Historik in die Welt ausgegangen, in Berlin, wo die von aller Principhaftigkeit reindestillirten Realpolitiker zu Duzenden herumlaufen und staatsmännisch-vornehme Rühle aus jedem Weißbiereglase zu schöpfen ist. Profitiren Sie doch, ich bitte Sie, mehr von der Atmosphäre und Temperatur, in welcher Sie athmen.

Die Rücksicht auf die bekannte „Objektivität“ gewisser Staatsanwaltschaften und auf die über jeden Zweifel erhabene „Unabhängigkeit“ gewisser Gerichtshöfe verbietet mir, selbst nur andeutungsweise zu wiederholen, was Sie mir über den Ausgang des diesjährigen Reichstags, über die „Justizgefeschcherei“ und über die bei dieser Gelegenheit wieder so glänzend ob dem Reiche aufgegangene Staatsmännlichkeit der „Herren vom Nationalkaufschul“ geschrieben haben. Liebste, Beste, wie können Sie mich mit solchen Ausdrücken betrüben und kompromittiren? Haben Sie denn gar keine Ahnung davon, daß das „Kleinod der Rechtseinheit“ selbst mit dem Opfer des Rechtes keineswegs zu theuer erkaufte sein würde? Ihr Damen, die ihr alljährlich wenigstens

einmal radikal mit den Moden zu wechseln pflegt, heute in Trifots und morgen vielleicht wieder in Ballons einhergeht, ihr habt leider auch keine Ahnung von „organischer Fortbildung“ und vermögt daher gesetzgeberische Meisterstücke wie z. B. die organische Fortbildung der altherwürdigen Fofter zum zeitgemäßen Zeugnißzwange nicht zu wärzigen. Wir haben jetzt, Gottlob, die allerdings etwas löcherige und schlotterige papierene Rechtseinheit — in Mecklenburg gilt sie natürlich nicht — wie wir die goldene, silberne und papierene Münzeinheit haben. Die letztere, es ist wahr, bereitet uns im Auslande überall nur Verlegenheiten und Verluste. Aber was hat das zu sagen? Wir sind ein großes Volk, wir, und müssen als ein solches etwas Besonderes haben, wär' es auch nur eine besondere Dummheit.

Zu meinem nicht geringen Leidwesen zeigt mir auch Ihr letzter Brief wieder, daß Sie, verehrungs- und liebenswürdige Freundin, allen den Privatissimis zum Troß, welche ich Ihnen schon darüber gelesen, von dem wahren und wirklichen Wesen unseres gesegneten neuen deutschen Reiches noch immer keine klare Vorstellung haben. Lassen Sie sich daher sagen: es ist ein rares Ding; wenn nicht ein Kunstwerk, so doch eine Künstlichkeit ersten Ranges. Man wird mal in Zukunftstagen diese unsere Reichsverfassung in Naturalienkabinetten in Spiritus gesetzt als eine staunenswerthe Kuriosität aufzeigen, so zu sagen als ein Geschichtsspiel, wenn Sie mir erlauben, dieses Wort nach der Analogie von Naturspiel zu bilden. Uebrigens ist das Phänomen, genau angesehen, nur der liebe alte wohlbekannte absolutistisch-bureaokratische Popf, in ein konstitutionell-parlamentarisches Futteral gesteckt. Aber wie kunstvoll ist das letztere bemalt und lackirt! So, daß es da und dort sogar ins Demokratische schimmert: — allgemeines Wahlrecht und direkte Wahlart, horrend, ganz horrend! Gut, daß sothaner revolutionärer Sündflut ein starker Damm gesetzt ist dadurch, daß am Ende aller Enden der Injasse des Futterals doch immer wieder das bekannte unbestrittene und unbestreitbare: „Sic volo, sic jubeo! Redet, was ihr wollt, und beschließt, was ihr müßt!“ zu vernehmen gibt.

So ist's recht. Der weiland hochachtungswürdige Doktor Luther hat in der Inbrunst seiner christlichen Liebe gesagt: „Der gemeine Mann muß mit Bürden beladen sein; sonst wird er zu muthwillig.“ Der unbeschränkte Regierungsverstand seinerseits sagt: Man muß dem National-Kautschuk von Zeit zu Zeit bemerkbar machen, daß sein Wesen in der Dehnbarkeit besteht und daß er sich reden und strecken oder auch zusammenziehen muß, wie es einem höheren Willen beliebt; sonst wird er zu üppig und hält seine Phrasen alles Ernstes für Thaten, was, mutatis mutandis, ungefähr so viel wäre, wie wenn das Lumpenpapier, auf welchem Geschichte geschrieben wird, sich einbildete, es machte Geschichte.

Als der Hof- und Weltmann, der er ist, hält aber der besagte Unbeschränkte viel vom Decorum und zur Wahrung desselben werden neben den zahllosen militärischen Paraden alljährlich auch etliche parlamentarische abgehalten, damit der wohlkonditionirte Reichsbürger doch auch was vom Reiche habe. Hierbei nun, und namentlich wann so eine Parade zu jener Evolution gelangt, welche man „Zweite Lesung“ benamset, zeigt sich der richtige reißige Reichsritter vom Kautschuk in seiner ganzen Größe und Pracht. Sei, wie er in der Stahlrüstung seiner Beweisgründe, förmlich klingelnd von Freisinn, Mannesmuth und sittlichem Pathos, in den Sattel seines Rederosses springt und die Lanze der Dialektik schwingt! Was für ein Kurbettiren, Galoppiren, Einschwenken,

Einhauen! Er wirft alles vor sich nieder. Und nicht nur das. Er weiß seinen Rosinante so überzeugend zu tummeln, daß das liberale Gewieher desselben sogar die Herzen von „Reichsfeinden“ sympathisch stimmt und sie in dasselbe miteinstimmen. Da plötzlich, hoch, vom hohen Olymp herab ein Donnerschlag: „Unannehmbar!“ Unheiliger Ovid, wie schade, daß du nicht mehr lebst, um die jeso sich bewerkstelligende Metamorphose zu schildern. Im Handumdrehen nämlich wird mein triumphirender Held vom Kautschuk zum Ritter von der traurigsten Gestalt und sein stolzer Rosinante zur lendenlahmen Schindmähre. Einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick ist der traurige Ritter ganz dumm und perplex. Schon aber ist die rettende Krisis da. Der Kompromißschweiß bricht ihm aus allen Poren und „zur größeren Ehre des Reiches“ nimmt er das Kreuz „patriotischer Resignation“ auf sich und schleppt es „realpolitisch“, bis eine beliebige anderweitige „Zweite Lesung“ ihm abermalen Veranlassung gibt, wiederum im Bollglanze der Kautschukigkeit zu paradiiren und heute mannesmuthig gegen das zu stimmen, wofür er gestern mannesmuthig gereduert hatte. Und warum sollte er nicht? Was Ueberzeugungstreue, Charakterstärke und Konsequenz! Das find in der Politik nicht nur überflüssige, sondern auch geradezu schädliche Dinge, von welchen überhaupt nur noch zwischen zwei so altmodischen Menschen, wie wir Beide sind, die Rede sein kann. Im Wörterbuche des Nationalkaufschuls find diese und alle ähnlichen Idealitäten längst gestrichen und durch das eine, alles in sich begreifende Wort „Opportunität“ ersetzt. Außerdem müssen wir uns immer gegenwärtig halten, daß jedes Volk nicht nur die Regierung hat, welche es verdient, sondern auch die Vertretung, welche seiner Einsicht, seiner Bildung und seiner Willenskraft entspricht.

Alte Geschichten! werden Sie achselzuckend sagen, liebe Freundin. Aber was ist denn überhaupt neu unter der Sonne? Was wäre in dieser oder jener Form nicht schon einmal dagewesen? Die Darwin'sche Hypothese ist auch nur ein altes Buch in neuem Einband. Der ganze Feuerbach steckte schon in dem Sage Schillers: „In seinen Göttern malt sich der Mensch“ — und dieser schiller'sche Satz wiederum war nur die vornehme Umschreibung des altbulgären „Wie der Mensch, so sein Gott“ *). Die wechselnde Mode der Jahrhunderte setzt dem Menschen verschieden geschnittene und gefärbte Narrenkappen auf, allein der Narr unter der Kappe ist und bleibt im Grunde stets derselbe. Ein Glück noch, wenn er wenigstens kein bössartiger ist. So man jedoch die Summe der großen Narrenhauschronik, genannt Weltgeschichte, zieht, wird, fürcht' ich, das Facit sein, daß die Zahl der bössartigen Narren die der harmlosen weit übersteigt. Schon im alten Aegypten war es so, wie uns der antiquarische Roman „Uarda“ von Georg Ebers sehr lehrreich und unterhaltlich zeigt. Der Verfasser ist ganz daheim in der Pharaonenstadt Theben, wie sie zur Zeit des zweiten Ramjes, also im 14. Jahrhundert vor Christus

*) Ad nomen Feuerbach. Ich sende Ihnen mit diesem Briefe den kürzlich erschienenen „Briefwechsel zwischen Ludwig Feuerbach und Christian Kapp“, herausgegeben von August Kapp. Das Buch wird Sie anregen. Man gewinnt daraus den Weisen von Brudberg persönlich lieb. Ebenso seinen geistesheilen Freund Kapp, welcher vor Zeiten den alten Charlatan Schelling aus seiner Mystagogenmasse herausgeprügelt hat. Höchst ergötzlich zu lesen ist der im Anhang mitgetheilte Beitrag „Zur Geschichte des Junitwensens auf deutschen Hochschulen“, allwo erzählt wird, warum und wasmaßen i. J. 1841 der Versuch von Moriz Carriere, sich in Heidelberg zu habilitiren, nicht gelang. „Die Ueberwindung der symbolischen Wissenschaften.“ „Symbolischer“ Kreuzer spielten, war — unprofessorlich.

war. Sie wissen, ich bin sonst den antiquarischen Romanen nicht eben grün, aber die „*Uarda*“ hab' ich vom ersten Kapitel des ersten Bandes bis zum letzten des dritten mit nicht ermattendem Interesse gelesen. Der Aegyptolog und der Poet halten darin einander glücklich das Gleichgewicht. Die Ergebnisse archäologischer Forschung sind in dem Buche nicht sammelfurisch aufgereiht, sondern dichterisch verwerthet. Die Fabel ist geschickt angelegt, die Handlung wird mit einlässlicher Motivirung, aber energisch weiter geleitet und hinterläßt einen bleibenden Eindruck. Wir gewinnen eine steigende Theilnahme für die Menschen, welche uns der Dichter vorführt, sogar für die Heze Heze — vielleicht für diese darum, weil sie trotz ihrer ägyptischen Toilette auf und eben einer guten alten Bekannten gleichsieht, der Meg Merrilies in Scotts Astrologen, von welcher ja bekanntlich schon eine ganze Schar von hezlischen Frauenzimmern herkommt und zwar in direkter Abstammung. Der Verfasser gibt in der Vorrede die bestimmte Versicherung, daß Zeichnung und Kolorit seines Werkes echt altägyptisch seien, fügt aber hinzu: „Von den Aeußerungen des Gemüthslebens läßt sich das Gleiche nicht behaupten und hier wird mancher Anachronismus mit unterlaufen, wird vieles modern erscheinen und die Färbung unserer christlichen Empfindungsweise zeigen.“ Dieses Zugeständniß ist ganz ehrenwerth, scheint mir aber überflüssig. Denn daß das Christenthum das „Gemüthsleben“ des Menschen von Grund aus verändert habe, ist ja nur eine Fabel. Die sogenannten Christen sind Menschen oder Unmenschen, gerade wie es die sogenannten Heiden waren. Menschen oder Unmenschen sind aber, von dem Wechsel der Zeitformen und Zeitfarben abgesehen, noch heute genau dieselben, welche sie waren, sobald sie einmal in den Kreis der Civilisation eingetreten. Die Aegypter zur Rameffidenzeit waren notorisch ein hochcivilisirtes Volk. Warum sie also viel anders gefühlt, gedacht, geliebt und gehaßt haben sollten als wir, ist nicht abzusehen. Die christliche Theologie und Philosophie ist ja im Wesentlichen noch heute nicht über die altägyptische hinausgekommen und die christlich-katholische Kirche und Klerisei muß, wenn sie ehrlich sein will, in der altägyptischen ihr Mufter und Vorbild anerkennen. Auch der katholische Kultus ist altägyptischen Ursprungs. Wenn uns daher Ebers in das Setihaus, ein altägyptisches Kloster, führt, so gemahnt uns da alles an eine katholische mit einem Seminar verbundene Präfatur. Ob freilich ein ägyptischer Priester-Arzt schon vor zweiunddreißig Jahrhunderten Vivisektion getrieben habe, wie Ebers seinen Nebsecht thun läßt, das schient mir sehr fragwürdig und kommt mir viel anachronistischer vor, als wenn der Verfasser seine alten Aegypter und Aegypterinnen arbeiten und müßiggehen, darben und schwelgen, raffen und vergenden, spekuliren, politisiren, tyrannisiren und intrikiren, sündigen und büßen, sich lieben, sich hassen, sich quälen und morden läßt, so daß wir schließlich sagen: „*Tout comme chez nous*“. Nun hör' ich Sie sichern: „Wirklich alles? Sollte es denn zur Pharaonenzeit auch schon ein Ding wie National-Kautschuk gegeben haben?“ Allerdings, Verehrteste. Der treffliche Verfasser von „*Uarda*“ führt uns einen Professor am Seti-Kollegium vor, welcher Pentaur geheissen und auch Poet ist. Da haben Sie den altägyptischen Nationalliberalen auf und eben, einen Professor, der so schönrednert, daß er sich im deutschen Reichstagsale hören lassen könnte, wann ein Akt der Kulturkampfskomödie in Scene geht. Der Oberprophet des Seti-Klosters, Ameni, bringt als der altägyptische Jesuitengeneral, der er ist, auch ein recht hübsches Stück „Kulturkampf“ zutage. Denn wie sagt Wolfgang der Einzige?

„Die Priester vor so vielen Jahren
Waren, wie sie immer waren.“

Schade übrigens, daß zur Zeit des großen Kampfes der Aftkatholicismus noch nicht erfunden war. Pentaur hätte einen vortrefflichen altkatholischen Bischof abgegeben. In unserem Roman liberalisirt er sich zum Gemahl der schönen und tugendsamen Prinzessin Bent-Anat hinauf. Soweit hat es meines Wissens bei uns noch kein national-liberaler Literat oder Professor gebracht, lautschulklicher Dehnbarkeit und Anschmiegerlichkeit ungeachtet. Uebrigens hat Ebers Vorforge getragen, hochadeligen Leserinnen allen Kerger über die Mißheirat der Prinzessin Bent-Anat zu ersparen, indem er schließlich seinen Pentaur auch zu einem geborenen Prinzen macht.

Mit einem jener Sprünge, welche Sie, Verehrteste, bei unseren harmlosen literarischen Belustigungen zu machen mir gestattet haben, versey' ich mich aus dem zweiten vorchristlichen Jahrtausend in das 17. nachchristliche Jahrhundert und aus dem hundertthorigen Theben am Nil in das graubündnerische Bergland am Inn, am Rhein und an der Landquart. Selbiges Graubünden zur angegebenen Zeit wird uns recht sichtbarlich geschildert in der „alten Bündnergeschichte“, welche Konrad Ferdinand Meyer nach ihrem Helden „Georg Jenatsch“ betitelt hat. Dieser Bündner, welcher im Januar von 1639 in Thur am Fichtisch erschlagen wurde, hat gezeigt, was schon damals in der Schweiz aus einem reformirten Pfarrer alles werden konnte, wie ja noch heutzutage die pastörlischen Verwandlungen in diesem Lande mitunter ganz erstaunliche sind. Jenatsch hat in den Wirren seines Landes und seiner Zeit eine vortretende Rolle gespielt. Sie war mitunter heldisch, häufiger verbrecherisch und, streng geschichtlich angesehen, muß der Mann als ein Kätilliner des 17. Jahrhunderts bezeichnet werden. Sein ganzer Lebenslauf thut deutlich dar, daßes mit der „religiösen Vertiefung“, welche durch die Reformation in die Gemüther gekommen sein soll, häufig genug sehr windig bestellt war. Der Verfasser der vorliegenden historischen Novelle, welcher sich schon früher als einen rechten Poeten ausgewiesen hat durch seine Dichtung „Huttens letzte Tage“, eine historische Elegie im großen Stil, er mußte sich gestehen, daß mit der Person seines Helden verschiedene dichterische Operationen vorgenommen werden mußten, bevor derselbe der Theilnahme von Lesern unserer Zeit nahegebracht werden könnte. Diese Operationen nun sind sehr geschickt und erfolgreich gemacht; noch dazu so, daß der Geschichte nur ein sanfter Zwang angethan wird. Die psychologische Entwicklung von dem Charakter des heißblütigen Abenteurers, wie Meyer sie gibt, überzeugt uns von der Nothwendigkeit seines Thuns und auch das sorgsam behandelte historische Kostüm widerspricht dieser Ueberzeugung nicht. Wir glauben es dem Dichter unbedingt, daß das seinen Helden vom Anfang bis zum Ende bestimmende Grundmotiv eine glühende Heimatliebe gewesen sei, jener spezifisch bündnerische, bei aller Beschränktheit höchst achtungswerthe Patriotismus, wie er in den Thälern von „alt-fry Rhätien“ noch heute daheim ist. Gelungene männliche Figuren sind auch der Duc de Rohan, der Locotenente Wertmüller, der streitbare Präbikant Alexander und der um-, vor- und rückfichtige züricher Streber Heinrich Waser. Die Gestalt der Heldin, Lukretia Planta, ist großgedacht und liebevoll ausgeführt. Auf einen tragischen Ausgang mußte die Erzählung von vornherein angelegt sein. Daß in der wohlvorbereiteten und energigisch gemalten Schluffcene Lukretia zur Bluträcherin ihres von dem geliebten Jenatsch erschlagenen Vaters wird und auf das Haupt des theuren Mannes eigenhändig den Todesstreich führt, das war ein kühner Wurf, der aber dem Dichter vollständig gelang.

Es wäre zu wünschen, daß Meyer in der ihm eigenen Weise einen Stoff von allgemeinerem Interesse aus der Schweizergeschichte behandelte, z. B. die Zeit und die Laufbahn von Hanns Waldmann. Da hätte ja der Dichter Gelegenheit, auf großartigem Hintergrund ein höchst eigenartiges Menschengeschick zu zeichnen.

Es ist freilich wahr, ein echter Poet bedarf am Ende eines solchen Hintergrundes gar nicht. Denn selbst ein pobolisches Kothhädtchen genügt ihm als Schauplatz der ewig wechselnden und doch ewig stabilen Tragikomödie des Menschenendaseins. In so ein Nest läßt uns Karl Emil Franzos in seinem Novellencyclus „Die Juden von Barnow“ hineinschauen, und zwar mit jener veranschaulichenden Kraft, welche den Poeten vom bloßen Schreiber unterscheidet. Wie eng ist diese Judenwelt und wie so voll doch von Leidenschaft und Leid! Wie so ganz eigenartig in den Formen und doch wiederum im Wesen so allgemein, um nicht zu sagen so fürchterlich menschlich! Die Bestie im Menschen schaut uns hier aus der Umgitterung durch die starr-jüdische Sazung zuerst ganz fremdartig an, aber bei näherem Zusehen zeigt sie unszüge, die wir an uns selber kennen oder wenigstens, so wir ehrlich gegen uns selber wären, kennen sollten. Und auch das Beste, was im Menschen, weiß der Verfasser schlichtwahr und unaufbringlich an seinen jüdischen Männern und Frauen nachzuweisen, jezt in anmuthender Kleinmalerei, dann wieder mit erschütternd großen Strichen. Die mächtigsten Eindrücke hab' ich von der ersten Novelle des Buches („Der Shylock von Barnow“) und von der letzten („Ohne Inskript“) empfangen. Da ist mit den allereinfachsten Mitteln eine tieftragische Wirkung erreicht. Der eisenköpfige Moses Freudenthal und die arme goldhaarige Lea Bergheimer das sind so Figuren, wie „des Dichters Kiel sie gestaltet“. Die haften einem im Gedächtniß. Sie sollten das Buch lesen, obzwar Sie, wie ich wohl weiß, ein Aber, ein nur allzu sehr begründetes starkes persönliches Aber gegen die Juden und alles Jüdische haben, sogar gegen gedichtetes. Nicht aus religiösen Motiven, versteht sich. Ich meines theils habe dagegen, wie Sie mir ja oft schon neckend vorwarfen, ein entschiedenes Faible für die Juden, weil ich lieber mit gescheiden als mit dummen Menschen verkehre. Und die Juden sind die gescheidesten. Biegsam und schmiegsam wie ihr Erzvater Abraham, der Urgründer, haben sie dienend herrschen gelernt. Erinnern Sie sich, daß ein Freund, der mir in Wien lebt, uns vor zwei Jahren am Mittagstisch im Quellenhof zu Ragaz weisagte: „Binnen hundert Jahren ist der Stephansdom eine Synagoge“? Ich glaube, es wird dazu keiner hundert Jahre mehr brauchen. Die Juden sind von jeher Realpolitiker im Superlativ gewesen, die besten Finanzer und dabei von einer Rührigkeit, Rührernheit und Zähigkeit ohne Gleichen. Und wie selbstlos und uneigennützig! Wahrhaftig, ganz wie die Christen! Alles nur zur Mehrung des Nationalreichthums! Der Nationalliberalismus, dieser Liberalismus für Geschäftsleute, dieser Patriotismus nicht nur ohne Mißto, sondern auch mit Ermöglichung und Verbürgung von Gründerspesen und Schindertantiömen, welche einen deutschen Michel — namentlich so er ein national-kaufmännlicher Hannoveraner ist — im Handumdrehen aus einem armen Schlucker in einen Millionär verwandeln, — ja dieser Patriotismus und Liberalismus ist wie für die Juden und Judengenossen gemacht. Sie würden ihn erfinden, wenn er nicht schon erfunden wäre. Er gehört zum Juden vom guten Ton wie die brillantene Hemdnadel und der Nasenzwider. Ein untrügliches Merkmal ihrer Ueberlegenheit scheint mir zu sein, daß sie wissen, was Humor ist, daß sie Spaß verstehen und auch vor der Selbstperifikation keineswegs zurückschrecken. Kurz, es sind praktische Leute, wie unsere Zeit, deren Stifts-

hätte die Börse, deren Bundeslade der diebs- und feuerfeste Geldschrank, deren Thora und Evangelium der Kurszettel ist, sie will und braucht. Ein unbefangener Beobachter wie unsereiner muß daher an den Vorschriften des Judenthums in deutschen Landen seine wahre Freude haben. In der That, die Kinder Israel haben es so herrlich weit gebracht im Reichsgeschäft, daß man mitunter nicht mehr so recht weiß, ob die Firma, welche den Reichsmarkt beherrscht, Bismarck und Kompagnie heiße oder aber Sem und Söhne. Ich sehe und sage die Zeit voraus, allwo ein deutscher Reichskanzler vom Stamme Issaschar oder Manasse, Levi oder Naphtali die Herren vom Reichstag statt mit westphälischen Schinken und bairischem Bier mit Sabbathskuchen und Schalet bewirthet und sie mittels Argumenten aus dem Talmud und mittels Sprüchen aus der Hagada in ihrem bösslichen Kontyrikonkifer bestärken wird.

Zur deutschen Verskunst.

Von Wilhelm Jordan.

Im ersten Hefte dritten Bandes dieser Monatschrift hat Herr Carl Boerman eine fast durchweg beifällige Besprechung meiner Uebersetzung der Odyssee veröffentlicht. Nur in einem Punkt macht er seine Zustimmung abhängig vom Ausfall meiner Antwort auf eine von ihm gestellte Frage. Diese betrifft eine der Neuerungen in meiner Theorie des deutschen Hexameters. So wird es ihm und den Lesern dieser Blätter nicht unwillkommen sein, hier meine Entgegnung zu finden.

Der wesentliche Inhalt seiner Frage ist: ob ich den Gebrauch von Silbengruppen wie
 Aussehn zur . . . , Ja, dieser . . . , Unglück er . . . , Fiedermaus . . . , Andrang die . . . ,
 Aufgänge . . .


als dactylischer Versfüße ausgeben wollte für muster-gültig und überhaupt gestattet, oder nur für Nothbehelfe gegen schwere Opfer an Treue und Natürlichkeit des Ausdrucks?

Eigentlich steht meine Antwort schon in den ersten Zeilen meiner „Theorie der poetischen Störungen“, in ihrem Bekenntniß, daß in keiner Dichtung das Ringen mit ihrer Form immer siegreich, sondern oft nur ein Davontommen, eine nothdürftig vertuschte Niederlage sei; daß der Vers die Schönheitslinie nur hin und zurück schneiden, niemals genau und dauernd in ihr fortschreiten könne.

Uebrigens verzichtet meine Einleitung ausdrücklich auf den Anspruch, die Dichtung Homer's „im Versmaß der Urschrift“ nachgeformt zu haben. Die Bildungsgesetze des homerischen Hexameters sind für uns ein mindestens zur Hälfte hoffnungslos verdunkeltes Geheimniß, weil wir so gut wie nichts mehr wissen von der Geberin dieser Gesetze, von der Musit mit der das Epos vorgetragen wurde. Mein Vers, obwohl ich der Kürze wegen fortfahre ihn zu benennen nach seinem griechischen Großvater und lateinischen Vater, gibt sich lediglich aus für den der deutschen Sprache, wie sie heute gesprochen wird, nächst ähnlich erreichbaren und pöblichsten Stellvertreter. Ja, er bekennet es offen, nicht direct eine Nachbildung des griechischen Hexameters zu sein, sondern eine, den Eigenthümlichkeiten unseres Deutschen angepaßte Aenderbildung desjenigen Sprechverses, dessen Gesetz als theoretische Forderung einmal herkömmlich geworden ist, obwohl es Uns unerfüllbar und aus dem homerischen abgeleitet worden ist auf Grund der gänzlich falschen Vorstellung, daß auch er jemals die Bestimmung gehabt, gesprochen zu werden.

Aber selbst mit diesem, von unsern Theoretikern geforderten Sprechverse die nächst mögliche Ähnlichkeit erreicht zu haben behauptet mein Vers nicht unbedingt.

Man hat es zustande gebracht, seitens-, ja bogenlang ziemlich fließendes Deutsch zu schreiben bei gänzlicher Verbannung des Buchstabens R. Ich will sogar zugeben, daß man damit, bei weicher Stimmung des Inhalts, kurze Stroden weit eine ästhetisch gerechtfertigte musikalische Wirkung erzielen könnte. Wenigstens verwandte Virtuosenkünste der Sprachmusit wird man, wie bei so manchem Dichter, auch in meinen Ribe-

Das wäre nicht minder eine Gewaltthat gegen die übliche Aussprache des Namens und gegen unser freisinniges Accentgesetz, welches, im Verhältniß des vorwiegenden Begriffs, auch die für sich vollste Stammsilbe in der Zusammensetzung tonlos oder doch sehr schwachtonig macht, daher z. B. das Wort „Fledermaus“ in der mir angefochtenen Weise  zu scandiren gebietet, seine Betonung $\sim \sim$ in der Vossischen Anwendung

Schmiegte mich dran und hing wie die Fledermaus, und ich sand nicht . . . verbietet, und nur im Fall einer Entgegensetzung wie: das ist nicht ein Flederwisch, sondern eine Fledermaus erlaubt und fordert.

Dasselbe gilt aber für eine Wortmenge, die sicherlich nach Tausenden zählt, wie Huldrigung, (Be)lagerung, (Ver)theidigung und ähnliche. Alle diese Worte in größerer Composition umgehen zu wollen, wäre eine kaum geringere Narrheit als ein Buch ohne R.

Es ist unfraglich, Eines muß weichen, entweder das Schulgesetz oder unser Tongesetz.

Welcher Vernünftige kann in der Wahl zweifelhaft sein? Das Schulgesetz ist, Miniaturkunststücke ausgenommen, für unsere Sprache unerfüllbar! für sie mithin, als gegen ihre Natur verstößend, unsinnig und verwerflich.

Es ist aber mit dieser Forderung überhaupt falsch, für jede Sprache, auch für die griechische. Die gesammte Schulmetrik ist auf einen Grundirrtum aufgebaut. Denn auch nicht ein Tüttelchen kann ich zurüdnehmen von meiner Behauptung, daß es ein kolossaler Unverstand sei, wenn die Metriker, von ihren beliebten Rothhelfern, den ancipites oder schwankenden abgesehen, für die poetische Form nur zwei Elemente, Längen und Kürzen, zugeben wollen. Diese Annahme ist unverständlich, weil mit Recht zuerst aufgestellt von Stubengelehrten, die nur nach dem geschriebenen Text allein urtheilten und von den Formgesetzen der griechischen Poesie zu ihrer Lebenszeit nichts verstehen konnten, weil sie keine Ahnung mehr hatten, weder vom Rhapsodengefang mit Instrumentalbegleitung, noch von der oratorienartigen Ausführung der Tragödie und Komödie, also von der Bestimmung und musikalischen Verwendung der poetischen Kunstwerke, für welche sich diese Gesetze gebildet hatten; kolossal unverständlich aber ist sie, weil man sie jahrhundertlang eigensinnig festgehalten hat, obwohl geradezu Blindheit dazu gehört, um ihre auf jeder Textseite griechischer Poesie oft und handgreiflich dastehende Widerlegung nicht wahrzunehmen.

Im tragischen und namentlich im komischen Trimeter des griechischen Dramas vertritt den Jambus unzählbar oft ein Anapäst z. B. Sophokl. K. Oedip. B. 10 u. 18.

πορ τινος πολεν τιμ τροπος . . .
λερος δυο μεν

Diese Thatsache schneidet durchaus jeden Einspruch ab gegen meinen Satz, daß die Tactdauer des Jambus und des Anapäst die gleiche sei, beweist also schlechterdings unwiderleglich, daß der letztere nicht besteht aus „zwei Kürzen und einer Länge“, sondern aus zwei halben Kürzen vor einer solchen; richtiger gesagt: aus einer einmal zerlegten Senkung vor einerhebung; musikalisch ausgedrückt: aus zwei Sechzehntelnoten, welche das eine unbetonte Achtel des Jambus vor dem betonten Viertel vertreten. In den Chorgesängen geht die Auflösung der Senkung bis ins Fünffache, so daß hier in der Sprache der Metriker von Fünftelkürzen die Rede sein müßte. Ganz eben so ist der Dactylus nur ein Trochäus mit aufgelöster Senkung und besteht nicht aus „einer Länge und zwei Kürzen“, sondern aus einer Länge vor zwei halben Kürzen.

Nun betrachte man im ersten der beiden sophokleischen Beispiele die Silbengruppe πολεν τι . . . Obwohl im jambischen Verse stehend, hat sie doch, herausgelöst, einen Dactylus vorzustellen. Aber die zweite Silbe ist nicht nur eine circumflectirte Länge allerentschiedenster Art, sondern zum Ueberfluß auch noch durch zwei nachfolgende Consonanten verstärkt. Man wird zugeben, daß in der mir angefochtenen Gruppe „Aussehn zur . . .“ die halbtöne Silbe „sehn“ dem Schuldactylus noch bedeutend weniger Hohn spricht.

Diese Silbengruppe ist aber eine von denen, die ich an allen anderen Stellen des Hexameters als Dactylus zu gebrauchen, vermeiden oder doch zu vermeiden trachten würde. Aber man beachte, wo sie steht in dem Verse

Wettler geworden von Aussehn | zur Stadt geleiten der Sauhirt

Erstens ist das der Silbe „zur“ folgende Wort „Stadt“ das den Inhalt des Verses beherrschende und deshalb tonfärkteste Wort desselben. „Zur“ ist verschmälzen aus „zu“ und dem aus „der“ verschliffenen Declinationspräfix r. Daß „zu“ mit hineingezogen ist in den Dienst der Declination des im Singular undeclinirbaren folgenden Hauptworts, wird von unserm Sprachgebrauch dadurch ausgedrückt, daß es die Hälfte seines Tonschwerpunkts proklytisch abgibt. Man spricht nicht zur Stadt, sondern Zurstädt, ja fast nur z_rstädt. Zweitens aber, und das ist die Hauptsache, ist „zur“ der Anhub zur zweiten Hälfte des Verses nach der sogenannten Cäsar, d. i. der im Vortrag des Hexameters durchaus unentbehrlichen Athempause, deren sorgfältige und sinngemäße Gewährung die unerläßlichste Forderung und das oberste Schönheitsmittel dieses Verses ist. In dieser Mittelanhubstelle lassen sich aber noch viel gewichtiger Silben nicht nur ohne Anstoß sondern zu voller Befriedigung des Ohres verwenden, wenn ihnen nur ein Hauptstichwort mit noch wichtigerer Anfangsilbe folgt. Gegen solche Thatfachen der Sprachmusik, die man allerdings nur durch feine Selbstbeobachtung in der Praxis des Vortrags entdecken und bewährt finden kann, verschlägt es nicht das mindeste, daß sich die Silbengruppe, herausgelöst, wirklich nicht ausgeben darf für einen Dactylus.

Schlagen Sie eine beliebige Seite Homer's auf, und Sie werden bald auf Dactylen stoßen in denen die trochäische Sentung in dactylische Hälften von sehr ungleicher Notendauer aufgelöst ist. So

εἷη ἐπ' — ὄ; σ' ἐπε: — 'αλλ' ἔμοι — ἔμεν οί —,

Beispiele, die in einem Raum von nur 28 Versen (Odys. XIV. 376—404) beisammenstehen. Es ist wahr, allen diesen von Natur langen Vocalen und Diphthongen, die dennoch in der Sentung stehen, folgen andere Vocale und Diphthongen. So haben denn die Retriker alsbald die Antwort bei der Hand: auch Längen werden kurz vor Vocalen. Ehrlicher aber wäre es, zu bekennen, daß wir nicht wissen, mit welchem Recht so gestellte Längen statt der Kürzen gebraucht werden, und daß wir eben nur vermuthen können, daß in diesen Fällen, beim stets gesungenen Vortrag des Hexameters, eine Regel der griechischen Musik, die sonst das Singen zweier Silben auf eine Note durchaus nicht gekannt zu haben scheint, die Verschleifung der beiden Vocale in einen forderde, in ähnlicher Weise etwa, wie im lateinischen Verse magnum est entweder magnumst oder magnest gesprochen wurde.

Run hat aber die Schulmetrik bei Aufstellung des Gesetzes auch für den deutschen Hexameter nicht die von ihr ignorirte Gesangsregel des homerischen Verses zum Muster genommen, sondern die Recitationsregel, mit der wir ohne Melodie dennoch von seiner einstigen Musik eben den Rhythmus nachmachen, welcher nur durch die Melodie seine Gewaltthätigkeit gegen die logischen Sapibne und den Wortaccent vergütete, nur durch die Melodie zu dieser Gewaltthat berechtigt wurde, während er, von ihr entblößt im bloßen Sprechen beibehalten, genau denselben Eindruck der Unvernunft machen muß, als wenn wir reden wollten, wie Rozart im Don Juan und mehr denn ein Componist im bekannten Heine'schen Lied singen läßt:

lebena — traurig bin

Nachdem jedoch dieser fundamentale Irrthum einmal dahin geführt hat, uns das als Sprachvers widernatürliche und unvernünftige Rhythmengebilde des homerischen Hexameters mit einem natürlichen und vernunftgemäßen Sprachverse nachahmen zu lehren, muß die Schulmetrik auch consequent sein und die homerischen Silbengruppen so wie sie in griechischer Prosa zu sprechen sind, als Muster gelten lassen das man nachahmen dürfe.

In diesem Sinn also sind die angeführten homerischen Wortgruppen berechtigte Vorbilder für die Variationen des Dactylus, die ich in meiner Einleitung zur Odyssee als

unentbehrlich bezeichnet habe, für den ungleichen Zeitwerth seiner zwei Senkungstheile, sowohl für die Formel $\text{♩} \text{♩}$ als für die umgekehrte $\text{♩} \text{♩}$.

Wie man, abgesehen von der Einwirkung der Melodie, jene Gruppen vermuthlich nahezu so aussprach

eiap — hosspei — allmoi — ännoi

so muß der deutsche Recitator sich nicht von der Schreibweise, sondern von der gegenwärtig üblichen Redeweise leiten lassen und den im Gebrauch schon zum schwächsten Grade von Hörbarkeit verdünnten Vocal tonloser End- oder Verbindungssilbchen nur etwa wie ein griechisches jota subscriptum, ein Hebräisches Schwa, oder wie die Slaven ihre ungeschriebenen Vocale zwischen gehäuften Consonanten (z. B. árbal, wrbna) leise vernehmen lassen, also Worte wie

Hand, Isstadt, Magd, burg, Huld, gung, Fled, rmaus, Andräng, n, Aufgäng, ., Aussprach.

als Surrogate deutscher Spondäen behandeln. Da sie in größerer Dichtung nicht vermieden werden können, so müßte das geschehn, auch wenn es nur Nothbehelf wäre. Aber es ist keiner. Die rhytmischen Regeln der Musik, die gerade so gut auch für die Poesie, als die Sprachmusik, gültig sind, erlauben, die alten Vorbilder berechtigen, die Natur der Sprache und ihr Tongesetz gebietet es; jede Schulfregel aber ist falsch, welche dem Sprachgeist eine Gewohnheit verbieten will.

Was geht es mich als Versbauer an, daß man „meine“, „deine“, „ihre“, wo die Worte etwa im Lexicon vereinzelt stehen, als Trochäen mit starkem Accent auf der ersten Silbe zu lesen hat? Unser Sprachgebrauch fordert es nur wenn ein Gedankengrund dafür vorliegt, eine Gegensetzung (nicht meine sondern deine) oder etwa die vocativische Steigerung bei ehrerbietiger Anrede (Meine geliebteste Mutter); verpönt es aber ebenso entschieden ohne solches Motiv. Wer in der Verbindung „drauf sagte seine Mutter“ die letzten beiden Worte anders taktirt und tont als ganz proklitisch: ~ ~ ~, der schreibt oder spricht grundfalsch.

Gesetzt aber, unser Wort für $\nu\alpha\kappa\tau\epsilon\rho\iota\varsigma$ lautete, statt „Fledermaus“, ganz hexameterunmöglich, wie so manches, z. B. „gefräßigere“, — welches Auskunftsmittel bliebe da dem Uebersetzer des Verses Odys. XII. 433? Gar keins. Das Wort müßte hinein, ob auch der Vers aus den Fugen ginge. Die Hexametervorschrift der höchstens doppelten Senkung müßte weichen. Auch würde ich, im Fall der Unentbehrlichkeit und Unwandelbarkeit eines derartigen Wortes, keinen Augenblick Anstand nehmen, dem Hexameter die fernere Variation einer Triole in der Senkung zuzumuthen.

Daß ich, als Nachbildner doppelt gebunden, in meiner Odyssee wirklich zuweilen auf Hindernisse gestoßen bin, über die ich nur hinweg zu stolpern vermocht, das bekennt schon meine Einleitung sehr unumwunden. Seltsamerweise jedoch hat von den ziemlich zahlreichen Ansehtungen meiner Hexameter seitens der Kritik bisher auch nicht eine hienigen Strauchelstellen getroffen, die ich selbst nur zu entschuldigen, aber nicht zu vertheiligen wüßte.

Jur „Ahn“-Probe Gustav Freytag's.

Von E. Keller.

Alle Götter und Göttinnen des Olymps standen an der Wiege der deutschen Dichtkunst und legten segnend ihr Angebinde darein; aber die irdischen Gottheiten, die geheimnißvollen Waldfeien, geschreckt von dem fremden, außergewöhnlichen Glanze, wichen schüchtern zurück, und so sind wir überreich an hohen und höchsten Schöpfungen, aber kahl und dürftig ist die Poesie des deutschen Volkes. Epos, Lyrik und Drama standen und stehen zum Theil in Flor, wir haben darin Meister aufzuweisen und sind Muster auch für andere Nationen geworden. Nur im Roman, in welchem sich die lebendige Gegenwart einer Nation spiegelt, tasten und stümpfern wir noch immer als rechte Anfänger herum. Ihn zum Kunstwert zu adeln verstand einzig und allein Goethe. Seitdem ist unendlich viel versucht worden; bedeutend angelegte Menschen haben ihre beste Kraft am Roman verplüßert, aber der deutsche Roman wie das deutsche Lustspiel sollen noch geschaffen werden wie die deutsche Gesellschaft, die trotz Heg und Sedan noch immer nicht erstanden ist. Gustav Freytag, der nach Lessing das beste deutsche Lustspiel schrieb, ist auch verhältnißmäßig unser bester Romancier. Da er sein Volk in der Gesellschaft nicht finden konnte, so suchte er es bei der Arbeit auf und that damit seinen glücklichsten Griff. In „Soll und Haben“ hat er Dickens manches abgelauscht. Farbenfrisch und anschaulich stehen Dinge und Menschen vor uns, und eine oder die andere Schruhle abgerechnet, bewegt sich alles natürlich und nach einem aus der Tiefe des nationalen Gemüthes geschöpften sittlichen Ideal. Viel blasser und skizzenhafter ist schon „Die verlorene Handschrift“. Das ist nicht mehr die Arbeit unseres Volkes, sondern unsrer wadern Herren Professoren mit ihrem grillenfängerischen Stubenwissen und ihrer todtten Bücherweisheit. Eine Stelle darin fiel mir seinerzeit besonders auf. Es ist die, wo von dem eigenthümlichen Geist die Rede ist, der um jede Landschaft unvermerkt webt und daselbst in ewigem Wechsel doch immer dieselben Gestalten hervorbringt.

So deutlich ich damals zu erkennen glaubte, daß Freytag in diesem Ausdruck das Ergebnis jahrelanger Forschungen niederlegte, so wenig ahnte ich doch, daß dieser Gedanke des Dichters ganzes weiteres Leben füllte, seine gesammte Thätigkeit in Anspruch nehmen sollte. Mit einer Liebe und Innigkeit sonder Gleichen vertiefte er sich in die Culturgeschichte seines Vaterlandes und legte in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit ein beredtes Zeugniß ab von seiner Thätigkeit, die Schatten längst entschwindender Tage wieder heraufzubeschwören. Ob es gut war, diesen Schattenbildern auch eine dichterische Einlebung im Roman zu geben, ist eine andere Frage. Es war ein Zurückgreifen von Dickens auf Walter Scott, vom zeitgenössischen, d. i. vom eigentlichen auf den historischen Roman. Dieser jedoch, an sich eine Treibhauspflanze, ein übel gepropfter Ableger aus dem altherwürdigen Niesenbaum des Epos, hat sich längst überlebt. Aber freilich leben wir in einer vorwiegend historischen und historisirenden Zeit. Wir begreifen das Ursprüngliche nicht mehr, wir lösen alles in seine geschichtlichen Elemente auf. Wenig erbaut von unserm eigenen Wirken und Treiben, suchen wir die Urzeiten auf, blasen aus der Asche von ägyptischen Königsgräbern etliche Funken zu einem Scheinleben, zu einem kalten Mosaik zusammen und bilden uns ein, damit unsern

eigenen engen Gesichtskreis erweitert zu haben. Freytag wollte ein Größeres leisten. Der historische und selbst der culturhistorische Roman schien ihm für sein Vorhaben nicht weit und umfassend genug. Der Roman, den er sich ausdachte, sollte eine ganz neue Gattung begründen und wenn es erlaubt wäre, einen Namen dafür zu erfinden, so möchte ich den Roman, den er vorhat, den vaterländisch-geschichtsphilosophischen nennen. „Die Ahnen“ nannte er selbst dieses weitaussehende Werk, dessen erster Band vor fünf oder sechs Jahren ausgegeben wurde, und dessen vierter Band nunmehr vor uns liegt, ein Werk, über dessen Plan der Dichter keine Auskunft geben mochte, dessen Umrisse indessen immer deutlicher hervortreten.

Wie im einzelnen Menschen das Princip der Vererbung waltet und wir unbewußt in Miene, Gang und Haltung, in Angewohnungen, Eigenheiten und Bewegungen nur das wiederholen, was irgend ein Großvater, dem es hinwiederum vererbt worden, längst vor uns gethan, so ist es mit den Geschlechtern ganzer Geschlechter und Völker. Jede Zeit glaubt aus innerstem, nur ihrem Wesen entsprossenen Drange zu handeln, und doch ist es nur eine genau bestimmte Summe von Vorstellungen und Begriffen, die sie überkommen und mit denen sie operirt, die sie fast nie vermehren und im besten Fall nur vertiefen und vermannigfaltigen kann. Denn der Himmel, der sich über uns wölbt, der Blumentepich zu unsern Füßen, der tägliche Gesichtskreis, der uns umspannt, wie wir ihn umspannen, wirken mit unabänderlicher Gesetzmäßigkeit auf uns ein und sind wie ein Zauberbann, aus dem wir nimmer hinaus können. Je länger eine Familie, ein Volk auf derselben Scholle haftet, je zahlreicher die Erinnerungen den einmal angenommenen geistigen Typus befestigen, desto gleichförmiger wird der Charakter bei aller Verschiedenheit der äußeren Erlebnisse. Es ist die unumstößliche Wahrheit:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliesen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort geblieben,
Nach dem Befehl, wonach du angetreten.
So mußt Du sein, die kannst du nicht entziehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprügte Form, die lebend sich entwickelt.“

Der Ahnengeist in uns läßt uns Vergangenes und Künftiges ahnen, den Ahnen ähneln wir in unsern Gesichtszügen und in den großen Zügen unseres Erdenlaufes. Ein deutsches Geschlecht wollte Freytag zum Gegenstande dieser tief sinnigen Darstellung machen, in einem Cyclus von Romanen, deren jeder zwei bis drei Jahrhunderte vom nächstvorhergehenden entfernt sein sollte, jeweilige Glieder desselben Geschlechtes vorführen, die, ohne Kunde ihrer Vorgeschichte, unter den entgegengesetztesten Lebensverhältnissen doch das gleiche Leben zeigen, denselben Kampf gegen das Unvermeidliche, dieselbe Art des Unterganges und das gleiche Emporbühen aus den rauchenden Ruinen. Nur dunkle sagenhafte Ueberlieferungen sollten sich wie Leise, aber magische und unentrinnbare Fäden geisterhaft von Periode zu Periode ziehen und die Zusammengehörigkeit des Ganzen bekunden. Ganz neu ist der Gedanke nicht; unser altes Gudrunlied verflocht in dieser Weise drei Generationen zu einem epischen Gesamtbilde und ich fürchte mit demselben Mißerfolge wie bisher bei Freytag. Doch ist dieses Urtheil bei einer noch unvollendeten Arbeit vielleicht zu vorschnell. Bisher aber weht über diese Ahnen freilich ein Schauer der Absonderlichkeit, drückt auf den Leser ein gewisses peinliches Gefühl des doctrinär Gemachten, eigens Ausgestelltes und mühselig Erfundenes. Die ersten zwei Stücke „Ingo und Ingraban“ haben manche fein erdachte und groß empfundene Situationen, allein die Kenntniß der germanischen Heidenzeit und des geselligen Zusammenlebens während der ersten Verkündigung des Christenthums reichen nicht aus, um ein anmuthendes, warme Wirklichkeit athmendes Bild der damaligen Zustände uns in die Seele zu drücken. Freytag muß allerlei Nebenwendungen erfinden, seine sonst so wohlklingende Prosa zu dem selbstsamsten Klingklang einstellen, um sich gewaltsam in Stimmungen zu versetzen, die ihm doch nicht aus dem Herzen kommen. Etwas bewegter wird die Scene in der dritten Geschichte „Das Nest der Zaunkönige“. Aber auch da herrscht noch viel Zwang, obwohl das Grundgerüste der Traditionen des in Thüringen anfällig gewordenen selbst-

herrlichen Geschlechts mit der Stammsage vom Drachen, der in den Flammen unversehrt bleibt, von der Stammburg, von der Anhänglichkeit einer benachbarten Bauernfamilie an das Stammgeschlecht hier bereits vollständig ausgerichtet erscheint. Verhältnismäßig an gelungensten dürfte noch die darauf folgende Erzählung „Die Brüder vom deutschen Hause“ sein. Wir befinden uns hier mitten im lebendigsten Leben des Mittelalters, in der bewegten Zeit des Hohenstaufen-Kaisers Friedrich II. Das Turnier- und Minnespiel, das Pilgerwesen und das abenteuernde Treiben der Kreuzfahrer, das Gewühl in den italienischen Hafenstädten, das bunte Durcheinander der Nationen im gelobten Lande, die christlichen Ordensbrüderschaften, all die scharfen und ausdrucksvollen Züge dieser wunderlichen Epoche sind mit außerordentlicher Treue und nicht ohne poetischen Anhauch wiedergegeben. Auch die handelnden Personen sind durchaus interessant, mitunter seine psychologische Probleme, fernhafte Gestalten oder zartere seelisch angehauchte Naturen. Der Ausgang ist überraschend genug und fast spannend auf das Folgende. Ivo, der Stammherr der Burg, vermählt sich dem Bauernmädchen aus der Nachbarschaft, abermals verzehet Feuer die Burg, aber diesmal ist es ein Feuer, welches dem vermeintlichen Kezer Ivo über dem Kopfe angezündet wird, er begibt sich in den geistlichen Schutz der Brüder vom deutschen Hause, verläßt das Land der Väter und zieht zum Kreuzzug, aber nicht nach Palästina, wo er bereits die traurigsten Enttäuschungen erlitten, sondern gegen die heidnischen Preußen an die Weichsel, wo er und seine Getreuen in Thorn sich ansiedeln und bauernde Wohnsitze nehmen.

Wir sind also auf demselben Grund und Boden, wo Freitag sich schon in seinem „Soll und Haben“ so heimisch gezeigt, wo Germanen und Sarmaten in seltsamem Gemisch ein eigenthümliches Kulturleben entfalten; wir befinden uns überdies in „Marcus König“, der jüngsten Fortsetzung der Ahnen, im Zeitalter der Reformation, deren Umrisse uns durch die eingehendsten Forschungen auf das schärfste und genaueste bekannt sind, bei deren Betrachtung jeden Deutschen und vor Allem unserm Autor das Herz aufjubelt — und doch! der Eindruck dieses Buches bleibt ein matter; man hat das Buch mit großen Erwartungen in die Hand genommen und findet sich zuletzt unbefriedigt, ja es will fast erscheinen, als ob eine gewisse unangenehme Absichtlichkeit und greisenhafte Kälte sich in der ganzen Arbeit nicht verbergen lasse.

Luther sitzt auf der Wartburg in der schützenden Gefangenschaft seines weisen Kurfürsten. Von dort gehen seine geistvollen Brandschriften, durch den Druck rasch vervielfältigt, durch alle deutschen Lande. Sie kommen auch bis an das äußerste Ostland, bis nach Thorn, wo der Buchführer Hannus die fliegenden Blättchen und Büchelchen den geheimen Anhängern des theuern Mannes zu vermitteln weiß. Dort hat sich das Land längst von den ausgearteten deutschen Ordensbrüdern losgerissen und unter den Schutz des Königs von Polen begeben, dessen Kette Albrecht, Großmeister des deutschen Ordens, mit dem Dheim in unaufhörlichem Streite liegt. Auf seiner Seite steht der Titelheld des Buches, Marcus König leitet seine Abkunft von den ersten deutschen Insassen des Ordenslandes her; sein alterthümliches Haus ist das älteste der Stadt und zeigt überall die Spuren, daß es als ein Theil des Lagers aufgebaut worden ist, das sich vor 300 Jahren gegen die Heiden erhob. Er selbst ist jedoch Kaufherr, weit und breit angesehen, mit den ausgedehntesten Handelsverbindungen nach dem Süden und Norden. Mancher seiner Vorfahren mußte auf dem Schaffote bluten, weil sie jederzeit gegen die polnische Herrschaft und für die Selbständigkeit der deutschen eingestanden. Dieses und der frühzeitige Tod seiner geliebten Frau hat einen dunkeln Schatten über sein ganzes Dasein geworfen. Sein einziger Sohn Georg sieht ihn nie anders als grämlich und verdüstert. In der ganzen Stadt mit scheuer Ehrfurcht angeblickt, hat er sich doch nie in den Rath wählen lassen. Aber in stiller Geschäftigkeit treibt er sein Wesen, hält Verbindungen mit der Thorner Kaufstadt, wo die meisten mit dem polnischen Regiment unzufriedenen Bürger sitzen und unterhandelt zuletzt mit Albrecht, den er mit Geld und Gut zum Kampfe gegen die Polen unterstüzt. Ein ebenso kluges als ärtliches Auge überwacht indessen eben so still alle seine Wege, es ist sein Schwager, der Bürgermeister Hutfeld, der von Zeit zu Zeit bei ihm einspricht, ihn durch bedeutame verstopfene Winke warnt, ohne je die Sache selbst mit Worten auszusprechen. Marcus König's Helfershelfer ist sein alter kaufmännischer Gehilfe Bernd Gusef und sein Knecht Dobise, noch

von den Preußen herkommend, der halb im Wahnsinn dahinträumt und lästern die Zeit herbeiwünscht, wo er die Krone zu tragen hofft. Marcus ist glühender Katholik; es gibt keinen Heiligen, der sich seiner Spenden nicht rühmen konnte, besonders aber ehrt er die vier Schutzpatrone von Thorn. Er führt Buch über alle die Summen, die er zur Verschönerung ihrer Kirchen und Heiligthümer vorausgab und rechnet mit Sicherheit auf die endliche Erfüllung seines heiligsten Lebenswunsches.

Das Gegenbild dieses starren, verschlossenen, trübseligen Mannes ist Georg, sein Sohn. Der Vater läßt ihn uneingeweiht in die tiefen Pläne seiner Politik, weil er ihm die goldene Heiterkeit der Jugend bewahren möchte, und offen und sorglos blidt Georg in die Welt. Die Ritterlichkeit der Ahnen lebt in seiner freien, unbefangenen Weise, in seiner ebenso kühnen wie ungestümen Tapferkeit fort. Er sitzt im Conter seines Vaters, aber von seinen muntern Streichen ist die Stadt voll, gern schlägt er die Laute und guckt lachend in die schönsten Frauengesichter. Heute wegen eines losen Maskenscherzes vom gestrengen Rathe gestraft, begehrt er morgen eine noch größere Thorheit; er handelt harmlos nach den ersten Eingebungen des Gefühls, läßt Ueberlegung und umblidende Besonnenheit sich ihm fremd. Da soll auch für ihn die Zeit des bitteren Ernstes und der harten Prüfung kommen. Ein unscheinbares Mägdelein, eine Meißnerin, hat es ihm angethan. Anna, die Tochter des Magisters Fabricius, mit seinem ignoblen deutschen Namen Schmiedel heißend, eines Humanisten vom besten Schlag, der nach Thorn gekommen ist, um dort lateinische Schule zu halten. Der Buchführer Hannus hat an ihm einen dankbaren Abnehmer und der große Pamphlelist von der Wartburg einen eifrigen Verehrer. Anna ist in dem neuen Glauben so fest wie in des Vaters Latein und hat gleich bei ihrem ersten Erscheinen in Thorn Georg's heiße Blicke auf sich gezogen. Sie versteht es, den wilden Knaben in den gebührenden Schranken zu halten. Er lernt Latein beim Magister und ist täglich in ihrer unmittelbaren Nähe, sie muß dem Herzensjungen gut sein, scheu und zurückhaltend nimmt sie seine Huldigungen entgegen, aber sie duldet keine Liebsjungen; hundertmal von ihr zurückgewiesen und immer entschlossen, sie nicht weiter zu beachten, kehrt er immer und immer wieder zu ihr zurück und lernt die jungfräuliche Bächtigkeit achten und schonen. Ein Kegergericht der Thorner Mönche über einen ausfindig gemachten Bücherballen des Hannus führt endlich das Paar dauernd, aber in der verhängnisvollsten Weise zusammen. Auch Luther's Schriften, ja sogar das Bildniß Luther's, soll auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden. Der tapfere Magister thut Einsprache dagegen, ihm wird übel begegnet, Georg schlägt seinen Meister, verwundet dabei einen polnischen Edelmann auf den Tod und verfällt dadurch selbst mit Leib und Leben dem Stadtgerichte. Der kluge Bürgermeister Hutsfeld, der alle staatlichen Heimlichkeiten seines Schwagers Marcus so beharrlich durchkreuzt, sieht diesmal in schöner Menschlichkeit durch die Finger und läßt dem Vater gewähren, daß er des Sohnes Rettung aus dem Kerker betreibt. Sie gelingt, Georg entflieht bei Nacht und Nebel aus Thorn; auf einem Schiffe sieht er den ausgewiesenen Magister und Anna und in diesem schmerzlichen Augenblicke gefehen sie sich ihre gegenseitige Liebe. Ihr Leiden soll jezt erst beginnen. An einer Landungsstelle ihres Schiffes werden sie von freien Landsknechten und zugleich von polnischem Kriegsvolk überfallen; jene bemächtigen sich Georg's und Anna's trotz der heftigen Gegenwehr des ersten, diese schleppen den trefflichen Magister fort — ein erschütterndes Bild der deutschen Zustände im Jahrhundert der Wiedergeburt des Glaubens!

Georg hat seinen Hals bei den Landsknechten verwirrt, weil er einen von ihnen auf den Tod verwundet hat, nur eines kann ihn retten: wenn er in die neue Kompanei tritt, die an dem prächtigen Jünglinge ihren Wohlgefallen hat und, da der alte Fähndrich eben gestorben ist, ihn gern an dessen Stelle sehen möchte. Nicht minder gefährdet unter diesen wüsten Gesellen ist Anna's Tugend und Schönheit, ja ihr wird von einer Seite nachgestellt, wo an kein Entrinnen zu denken ist, denn der Ordenspfleger, dem, als Vertreter des Hochmeisters, in dessen Solde die Bande sich befindet, diese in Allem und Jedem zu gehorchen hat, ist dem holden Geschöpf geneigt und macht Miene, sie für sich zu begehren. Auch da ist nur ein Auskunftsmittel: sie muß nach den Befehlen der Landsknechte Georg's Gattin werden, worauf sie für jeden andern unantastbar wird. Schwer entschließt sich Georg, Landsknecht zu werden, noch schwerer das keusche und zarte Mädchen, in den Ring der wilden

Krieger und unter die Fahne zu treten und Georg da ihr Jawort zu geben. Auch versagt sie sich ihm geraume Zeit, und erst nachdem ihr Vater wieder aufgefunden ist, Georg mit dem seinen Verbindungen angeknüpft hat und mit Gelde versehen ist, um den guten Magister loszukaufen, erst da er sich mit blutendem Herzen das Opfer auferlegt, die an seiner Seite wie eine verschmachtende Blume dahinsterbende Anna mit ihm zu vereinigen, da erwacht ihre ganze Häßlichkeit zu dem lang Getränkten und sie wird sein wirkliches Weib. Witten in den Seligkeiten der Ehe und nach der Geburt eines Söhnleins wird Georg von einem furchtbaren Geschehniß ereilt. Sein Hause geräth mit einem andern in ein heftiges Scharmügel, auf offener Wahlstatt wird ihm die rechte Hand abgehauen, die kleine Schaar, deren Fähnrich er gewesen ist, zersprengt, er selbst elend geworden. Denn lange vorher den Untergang seiner Getreuen ahnend, hatte er Anna mit dem Magister in die Ferne geschickt, um sie in Sicherheit zu bringen. Fern von ihr und dem Vaterhause, ein Geächteter und Ausgestoßener, geräth er in die tiefste Verzweiflung.

Wir sind nahe an den Schluß der Erzählung gekommen, und der Leser wird mit Erstaunen bemerkt haben, daß wir, von Marcus König ausgegangen, ihn mit eins aus dem Gesichte verloren haben, um uns nur mit dem Lebenslaufe von dessen Sohne zu beschäftigen. Es ist wahr, Freytag streut von Zeit zu Zeit eine Erwähnung des Vaters ein, damit er uns nicht ganz abhanden komme; aber gerade dieser Umstand ist ein indirectes Eingeständniß, daß es dem Verfasser weder gelungen, für den Tithelhelden eine wirkliche Theilnahme zu erregen, noch ihn in den Mittelpunkt der Handlung zu schieben. Und doch hätten wir dies erwartet, und doch hätte des Dichters Kunst sich gerade darin beschäftigen sollen, uns diesen Patricier in der Vetreibung seines dunkeln Werks zu zeigen, seine und unsere Erwartungen aufs höchste zu spannen, seine und unsere vaterländischen Hoffnungen zu nähren, uns in die eigentliche Action einzuführen, deren Fortschreiten und wechselnde Erfolge und Mißerfolge erleben zu lassen und durch das Scheitern der ganzen Unternehmung uns zuletzt im Innersten zu bewegen. Georg's und Anna's Liebesleben durfte nur als Episode behandelt werden. Statt dessen ist die Episode allmählig zu solcher Bedeutung angewachsen, daß sie die Haupthandlung fast ganz verdrängt hat und wir nur durch karge Worte den Verlauf derselben erfahren. Die Zusammenkünfte zwischen Marcus König und Gutfeld mit ihrer kühlen Höflichkeit und breiten Umständlichkeit hätten nur dann Sinn und Interesse, wenn wir sehen könnten, wie diese schlauen Gegner sich, ohne daß jemals des Gegenstandes ihres Streites erwähnt wird, gegenseitig durchschauen, einander aufschauern, ihren jeweiligen Vortheil erspähen, sich zu überlisten suchen und doch vom herzlichsten persönlichen Wohlwollen gegen einander durchdrungen sind. So aber erfahren wir nur kurz, daß Marcus König vergebens seine reiche Habe dem großen patriotischen Zwecke geopfert, er hat Summe auf Summe dem Hochmeister zugesandt, und dieser ist zuletzt aus dem Orden getreten, der Orden hat sich aufgelöst und Albrecht hat schließlich von seinem Oheim das ehemalige Ordensland als Herzog zu Lehen genommen. So von allen Hoffnungen herabgestürzt und arm geworden, beschließt er endlich, Thorn zu verlassen und mit Ingrimn wird er inne, daß alle Heiligenerehrung, alle guten Werke ihm nichts gefruchtet haben, er ist am Ende auch an seinem Glauben bankrott.

Wieder ist das Geschlecht heimathlos, und wieder weht mit allgewaltiger Kraft der geheimnißvolle Ahnengeist und führt den Flüchtigen in die alten Gauen von Thüringen. Ketzerei hatte jenen Ivo daraus vertrieben und nach dem Osten gewandt, dieselbe Ketzerei, aber in der Person des kühnen Augustinermonches, zieht Marcus König wieder nach der Urstätte seiner Vorfahren. Der Gedanke ist gewiß genial und erhebend, leider aber läßt die Durchführung desselben viel zu wünschen übrig. Marcus König hat in dunkelhafter Ueberhebung die Ehe Georg's und Anna's niemals anerkennen mögen, auch auf des Magisters flehentliche Fürbitte nur mit kalter und stolzer Zurückweisung geantwortet. Georg, nachdem er die Hand verloren, in des Großmeisters Dienste getreten, erfährt plötzlich von Anna's Aufenthaltsorte, der ihm bis jetzt unbekannt geblieben war und eilt spornstreichs zu ihr; allein der Magister erklärt ihm rundweg, daß er eine solche Ehe nicht als zu Recht bestehend finden könne und weigert ihm das Zusammenleben mit Anna. Diese aber weiß ihrer Herzensangst nur einen, der hier Rath geben könnte — Luther. Zu diesem

ladet denn der Magister den armen Georg feierlich. Auf dem Wege nach Thüringen trifft er den flüchtigen Vater, der seinerzeit, als der Sohn in Thorn hingerichtet werden sollte, das Gelübde that, wenn sein Kind beim Leben bliebe, eine Wallfahrt zum Grabe des h. Jacob von Compostella zu machen und der nunmehr so recht in der Lage ist, Wort zu halten. Marcus König begleitet Georg zuerst zu Luther's Behausung. Ich gestehe, daß das hochnothpeinliche Examen, welches Georg und Anna beim Reformator zu bestehen haben, der nach langem Hin- und Hererwägen endlich die Ehe für gültig erklärt vor Gott, aber zu deren Bestande vor den Menschen noch des Vaters Zustimmung begehrt, die diesem widerfesten Charakter endlich vom lieben Entfelnde abgeschmeichelt wird — ich gestehe, daß dieses ganze Brimborium kirchenrechtlicher Doctrinen und moderner Rührseligkeit mich wenig erbaut hat. Immer mußte ich an das ähnliche Eingreifen Luther's in die Handlung von Kleist's Kothhaas denken, welches von so grandioser Einfachheit ist, während mir hier alles wie bei den Haaren herbeigezogen erscheint, so sehr uns Freytag glauben machen möchte, daß Alles von langer Hand in der Erzählung vorbereitet ist. Marcus König wallfahrtet richtig nach Spanien, kommt aber innerlich gebrochen zurück. Der Heilige verließ ihm keinen Frieden, denn er kann den Haß gegen Albrecht, welcher ihn betrogen, nicht aus der Seele bringen. Abermals erscheint er vor Luther, der denn bei dem sterbenden Manne (er stirbt aus keinem andern Grunde, als weil es in der That das Beste ist, was er thun kann) wieder alle möglichen Vorstellungen anwendet und ihm zuletzt die Hölle so heiß macht, daß er mit dem letzten Athemzuge endlich nachgibt. Auch dieser Schluß ist etwas Gemachtes, indeß der Zweck ist erreicht: „er schloß die Augen auf der alten Heimathstätte seines Geschlechts. Aber nicht er und keiner seines Stammes kannte die Heimath.“

Dieses sind, so viel ich mich erinnern kann, die einzigen Worte, in welchen Freytag von seinem Plane bei der ganzen Composition etwas unmittelbar andeutet. Es können höchstens nur noch zwei Geschichten bis zum Abschluß dieses jedenfalls hochinteressanten neuen Roman-Experimentes folgen. Wie immer dieses auch ausfallen möge, so viel steht schon jetzt fest: solche tief sinnige Probleme gehören nur vor das Forum der Philosophie oder der reinen epischen Dichtkunst. In diesem hohen Sinne hat Firdusi sein erhabenes Schah-Nameh abgefaßt und den Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman in den langen Königreichen des Perserreiches geschildert; in diesem hohen Sinne könnte Deutschland eine Kaiserchronik brauchen, welche dann einen ganz andern Werth haben würde, als jenes mittelalterliche Gedicht. Bloße genealogische Verknüpfung aber wie in der Sudrun führt zu nichts und auch Freytag ist nur auf halbem Wege stehen geblieben. Er hat dasjenige, was ganz und gar dem Bereiche der Poesie angehört, zu einem halb und halb schon verunglückten Conglomerate von Romanen gemacht. Glücklicherweise steht Gustav Freytag's Name so leuchtend da, daß es bei ihm nicht erst einer „Ähnen“-Probe bedarf.

Aphorismen.

Von Marie v. Ebner-Eschenbach.

Auch die Tugend ist eine Kunst, und auch ihre Anhänger theilen sich in ausübende und in bloße Liebhaber.

* * *

Das Alter verklärt oder versteinert.

* * *

Die Güte, die nicht grenzenlos ist, verdient den Namen nicht.

* * *

An das Gute glauben nur die Wenigen die es üben.

* * *

Es ist ein Unglück, daß ein braves Talent und ein braver Mann gar so selten zusammen kommen!

* * *

In einem guten Buche stehen mehr Wahrheiten als sein Verfasser hinein zu schreiben meinte.

* * *

Wir entschuldigen nichts so leicht als Thorheiten, die uns zuliebe begangen wurden.

* * *

Das Recht des Stärksten ist noch immer das stärkste Recht.

* * *

Unbegründeter Tadel ist manchmal eine feine Form der Schmeichelei.

* * *

Sei deines Willens Herr und deines Gewissens Knecht.

* * *

Natur ist Wahrheit, Kunst ist höchste Wahrheit.

* * *

Zu späte Erfüllung einer Sehnsucht labt nicht mehr. Die lechzende Seele zehrt sie auf wie glühendes Eisen einen Wassertropfen.

* * *

Die Thoren wissen gewöhnlich das am besten, was jemals in Erfahrung zu bringen der Weise verweigert.

* * *

Wenn die Neugier sich auf ernsthafte Dinge richtet, dann nennt man sie Wissensdrang.

* * *

Etwas sollen wir unseren sogenannten guten Freunden immer abzulernen suchen — ihre Scharfsichtigkeit für unsere Fehler.

* * *

Die Liebe hat nicht nur Rechte, sie hat auch immer recht.

Eine dramatische Idylle.

Von Gottlieb Ritter.

Der Statistiker de Lavergne hat vor wenigen Monaten mit seinem Nachweis, daß die Entvölkerung Frankreichs immer mehr überhand nehme, nicht geringes Aufsehen erregt. Es war als ob er mit einem Male eine tödtliche, unheilbare Wunde entdeckt hätte. Die öffentliche Meinung beschäftigte sich sofort mit dieser wichtigen Frage; die Tagesliteratur forschte nach den Ursachen dieser für jeden patriotischen Franzosen betrübenden Thatsache; in der Academie und in sämmtlichen Fachorganen wurden die Mittel erörtert, womit das Uebel zu bekämpfen wäre. Der eine klagte den Krieg an und erinnerte daran, daß die Feldzüge der Revolution und des ersten Kaiserreiches zwei Millionen Männer verschlungen und daß die Feldzüge in Afrika, in der Krim, in Italien, in Mexiko und besonders der letzte Krieg um die Rheingrenze diese Verluste nur noch vergrößert haben. Ein Anderer beschuldigte die gegenwärtige ökonomische Krise, die das Leben immer mehr vertheuere. Endlich hoben Mediciner unter Anderem namentlich die große Sterblichkeit der Neugeborenen hervor, während die liberalen Blätter nicht ermangeten, auf das Priestercolliat hinzuweisen, das hundertsechzigtausend Personen beeinflusse. Auch zwei collaborirende Schriftsteller aus dem Elsaß fühlten sich veranlaßt, ihren französischen Patriotismus dadurch zu erhärten, daß sie in ihrer Weise das aufgeworfene Thema zu behandeln und eine Remedur für das drohende Uebel aufzuweisen suchten. Erdmann-Chatrian schufsen aber zu diesem Behufe kein neues Werk, sondern ließen es sich genügen, aus einem ihrer schon vor Jahrzehnten erschienenen Romane ein Theaterstück zu schneiden, dieses etwas modern aufzutrifchen und mit der zeitgemäßen Tendenz zu versehen. „Freund Fritz“ heißt die Erzählung, wie das Schauspiel. Erstere ist zur Zeit ihres Erscheinens fast unbemerkt geblieben; letzteres gehört aber für alle Zeiten zu den Causes célèbres der Theaterwelt, freilich nicht in Folge seiner inneren Vorzüge, sondern einzig und allein wegen der Art und Weise, wie es das Licht der Lampen erblickte. Es ist ein Stück Theater-Kulturgeschichte, das erzählt zu werden verdient.

Sobald einige radicale Journale verrathen hatten, daß die Schriftsteller-Firma Erdmann-Chatrian im Begriffe stehe, die brennende Tagesfrage in der Dramatisirung eines Romans auf die Bühne zu bringen, so begann in den ultramontanen und reactionären Blättern eine lebhafteste Agitation gegen das Verfasserpaar. Dabei zeichnete sich namentlich die geleseinste, unterhaltendste, aber auch charakterloseste Zeitung von Paris Le Figaro durch die Festigkeit, Schärfe und Länge ihrer Angriffe aus. Der bekannte ehemalige Unteroffizier Bucheron genannt Saint Genest, einer der frechsten reactionären Federkämpfer, war ihr erster Klopfschreier. In einer Serie von ebenso langen als langweiligen Zeitartikeln proclamirte er den Unpatriotismus der „elsässer Siamesen“ und belegte seine Thesen durch Citate aus den Romans nationaux, worin der französische Soldat zur Auflehnung gegen seine Obern aufgereizt, die Religion und ihre Priester lächerlich gemacht und die vaterländischen Gefühle mit Spott überhäuft sein sollen. Er erinnerte ferner an eine Interview des Correspondenten der „Times“, wobei Erdmann während der Pariser Belagerung geäußert habe, die Elsässer seien Allemands de race, was natür-

lich eine infame Lüge sei, Frankreich, das den Elßah immer erniedrigt und verachtet habe, büße mit seinem Verlust blos „seine Eitelkeit und seinen Leichtsin“. Diese Angriffe richteten sich aber auch gegen die Comédie-Française, die das Werk zweier so schlechter Franzosen aufführen wolle. Ganz abgesehen davon, daß die erste Bühne dramatisirte Romane nur ausnahmsweise und bei Schöpfungen ersten Rangs berücksichtigen dürfe, stempelte die Inszenirung des Ami Fritz das Haus Molière's zu einer Pflanzschule und die beste Schauspielertruppe Frankreichs zu einer Bande von Vaterlandsverräthern. Am Schluß dieser Philippika wurde aber nicht veräußert, an alle Säbel der See- und Landarmee und an alle Pfeifen und Schlüssel jedes guten Franzosen zu appelliren.

Der Kriegszug des „Figaro“ und seiner Gefinnungsgeoffenen gegen ein kaum vollendetes Theaterstück erregte namenloses Aufsehen. Selbst verständige Leute stuyten bei den Citaten des journalistischen Unterofficiers und vergaßen die schweren Opfer, womit sich Erdmann-Chatrian jedenfalls den Namen guter Franzosen erkaufte hatten. Vorläufig blieb es zwar die herausgeforderten Säbel noch in der Scheide, aber auf die Pfeifen schienen die Pariser doch nicht verzichtet zu haben. Wenigstens befürchtete es der Director des Théâtre français und beeilte sich auf doppelte Weise einem Theater-scandal vorzubeugen. In einem offenen Brief an den „Figaro“ vertheidigte er die Kunst an sich, die nichts mit patriotischer oder gar chauvinistischer Tendenz gemein habe und versicherte, das neue Stück sei eine rein literarische Hervorbringung, wo jeder Anlaß zu irgendwelchen Demonstrationen sorgfältigst vermieden sei. Daß er dabei die Taktlosigkeit beging, seine Kovität a priori für ein Meisterwerk zu erklären, reizte weniger die Empfindlichkeit, als die Reugierde des Publikums, und so steigerte sich die Spannung auf die Premiere immer mehr und mehr und theilte ganz Paris in die Lager der Feinde und der Freunde von Freund Fritz.

Aber auch den Standalsüchtigen wollte der Director die Freude vorweg nehmen. In der Regel geht jeder ersten Vorstellung in Paris eine Generalprobe voraus, wozu die Kritik und Freunde des Hauses geladen werden. Die Probe des „Ami Fritz“ wurde zu einer regelrechten Privat-Premiere erweitert. Die gesammte Schriftsteller- und Journalistenwelt, die Akademie, die Abonnenten fanden Einlaß. Es handelte sich um den Beweis, daß das Stück keine Gelegenheit zu einer tumultuarischen ersten Vorstellung biete. Dieser wurde geleistet, und schon die Abendblätter wiegelten ab. Dazu kam noch, daß das Publikum der ersten Vorstellung fast ganz nach Willkür ausgewählt wurde, indem an den Kassen keine Karten zum Verkauf gelangten, und daß die Claque von einer niegesehenen Stärke und völlig in der Lage war, jede Opposition niederzudonnern. Nur wenige, von Agitateuren zu hohen Preisen verkaufte Billets konnten ungünstig gefünnte Elemente in die harmonisch gestimmte Versammlung bringen.

Immerhin war die Physiognomie des Zuschauer-raums der ersten Vorstellung nicht ganz uninteressant: In den Logen und im Parquet die gewohnten Habitués in festlichem Habit, unter dem Kronleuchter das heilige Bataillon des Beifalls in lärmvoller Haltung, auf den Gallerien ein sehr gemischtes Publikum im Grad und Mittel. Dort oben herrschte eine mühsam verborgene Aufregung, und man sah voraus, daß das Zeichen zur Unordnung, wenn es ertönen sollte, von dort her kommen mußte. Auch viele Elßässer saßen oben; man erkennt sie, abgesehen von ihrem Französisch, das kaum ein Sachse so zu mißhandeln versteht, in Paris sofort an der leisen Art, wie sie, wenn sie allein sind, unter sich ihr „Dütsch“ reden und an der ostentativ-lauten Weise ihrer französischen Sprechmanwandlungen, sobald sie sich beobachtet glauben. Kamentlich von dieser Seite her erdröhnte mit Zug eine brausende und anhaltende Beifallsstürme, als der Vorhang aufging und eine bis ins Kleinste nachgeahmte elßässische oder süddeutsche Bauernstube zeigte: links die Kuckuckuhr aus dem Schwarzwald, rechts ein Fenster mit in Blei gefaßten Scheibchen und ringsherum Getäfel, Bänke, Stühle und ein schwerer Tisch aus Eichenholz. Nur ein Kamin störte die Illusion, denn der Elßässer läßt sich so wenig wie der Schweizer oder Algäuer den großen, blau und weißen Kachelofen nehmen, auf dessen Bank eine ganze große Familie Platz hat.

L'Ami Fritz, die Erzählung, spielt in einem gewissen Dorf Hüneburg in der bairischen Pfalz, für die französische Bühne war ein Versehen der Handlung nach Frankreich nothwendig. Wir sind in Clairfontaine in den Vogesen, sonst ist Alles, zum Entsetzen jedes guten Franzosen, beim Alten geblieben, sogar der deutsche Name Fritz. Und da sind sie auch schon die mackerischen Elsäßer Trachten! Zwei Frauen in Hättelrock und goldgesticktem Brustlatz decken den Tisch und plaudern mit einander über die Seelengüte ihres Herrn, den das ganze Dorf nur den Freund Fritz nenne, obgleich er der Reichste und Vornehmste von Allen sei. Namentlich die Eine der beiden wackeren Elsäßer Frauen, die brave Lisbeth, — die andere ist seine Haushälterin Katharine — erzählt mit Thränen in den Augen, wie Freund Fritz sie mit ihren vier Kindern unterstützt und vor dem Elend bewahrt habe. Dafür geht es aber auch dem trefflichen Mann so gut. Man sehe ihn nur an, wie er eben mit stattlichem Schmerbäuchlein, vollen, rothen Wangen, die Hände in der Tasche, ein Bild des Wohlseins und der Zufriedenheit in die Stube tritt. Er versteht zu leben und hat seine Freude daran. Wie er im Vorgeschnack künftiger Tafelfreuden seelenvergnügt das Bestek mustert, seinen Feldzugsplan, Menu genannt, entwirft, nach dem Stand der Küchensatterie trägt, die Plätze seiner Gäste bestimmt! Denn heut ist ja sein Geburtstag, und dazu hat er seine Freunde eingeladen: den dicken Einnehmer mit dem unmöglichen Namen Hannezo, den mageren, aber gleichwohl mit stattlichem Appetit begabten Feldmesser Frédéric Schulz, den Rabbi David Sichel, der lieber Wasser trinkt, Frau und Kinder hat und seine Zeit damit verbringt, indem er die jungen Leute verheirathet. Dieser ist der Erste, der eintrifft. Aber er kommt nicht zum Essen, sondern um Freund Fritz um ein Darlehen zu bitten, das die Aussteuer für eine junge Jüdin bilden soll, die er im Begriffe steht an den Mann zu bringen. Der wackere Fritz gibt ihm die verlangten fünfzehnhundert Francs und zerreißt den Schein, den ihm der pünktliche Rabbi ausgestellt hat. Zum Danke dafür verspricht ihm dieser, zum Nachtsich einzutreffen. Unterdessen treffen der Einnehmer und der Feldmesser ein und rüsten sich mit umgebundener Serviette „zum Werke, das sie ernst vollbringen.“ Kotel trägt die dampfende Suppenschüssel herein, worin die rothen Krebsse schwimmen. Man setzt sich. Tiefe Stille tritt ein. Taktmäßig senken sich die drei Löffel in Teller und Mund, ein seliges Lächeln verklärt die Augen der Schlemmer. Da dringen zugleich mit Licht und Duft des Frühlings süße Weigentlänge durch das offene Fenster. Unwillig horchen Schulz und Hannezo auf; sie lassen sich nicht gern bei der Arbeit stören. Fritz hält im Essen ein. Es sind die Lieder des böhmischen Zigeuners Joseph, den Fritz eines Winterabends halb erstarrt im Schneesturm gefunden hat. Seit jener Zeit kommt der Musikant jedes Frühjahr mit den Schwalben nach Clairfontaine, um seinem Lebensretter zum Geburtsfest zu gratuliren. „Das ist Joseph's Vogenstrich!“ sagt Fritz und richtig! ein schwarzlockiges braunes Gesicht guckt zum Fenster herein. Bald sitzt der musikalische Tischehe am Tisch neben seinen elsässer Freunden und läßt sich die Herrlichkeiten von Kotel's Kochkunst zum mindesten ebenso gut schmecken, als die Autochthonen des Gänsleber-Paradieses. Im Roman preist Freund Fritz diese Mahlzeit mit folgenden schwungvollen Worten: „Gibt es etwas Angenehmeres hier unten auf der Welt, als mit dreien oder viereu seiner alten Kameraden im alten Wohnzimmer seiner Väter um ein wohlbesetztes Tischchen zu sitzen; sich dort gravitatisch die Serviette am Kinn zu befestigen, den Löffel in einer guten, wohlriechenden Suppe von Krebssechereu zu versenken und die Teller zu füllen mit den Worten: „Kostet mir das einmal, meine Freunde, und sagt mir Eure Meinung!“ Ach, wie glücklich ist man, einen solchen Essen beizuwohnen, wenn die geöffneten Fenster den blauen Himmel hereinsehen lassen. Kein besseres Motto zu diesem Genrebild!

Zum Nachtsich trifft auch der letzte Eingeladene ein: der Rabbi mit seinem langen Rock und der schwarzen Nachtmütze unter dem riesengroßen Nebelhalter. Sobald er am Tisch Platz genommen, beginnt die Discussion, denn der Rabbi paßt nicht recht in diese Gesellschaft von Lebemännern. Er ist nicht der Meinung, daß man das Dasein mit dem Leeren von Schoppen und Tellern hinbringen müsse. Ja, er wird bei dem spöttischem Gelächter der Freunde so eifrig, daß er vom Stuhl aufspringt und ihnen

eine ernsthaftige Predigt hält, den Schlemmern Verdauungsbeschwerden und Sichtsichere Aussicht stellt, wenn sie sich nicht zur Mäßigkeit bekehren. Aber umsonst will er ihnen die Herrlichkeiten des Hausstandes lebhaft schildern, denn einer von den Gästen, der schwarze Böhme, sucht ihn ad absurdum zu führen. „Rabbi, Du schildest die Tugenden und Annehmlichkeiten einer Frau, woflan! meine Frau hat mich verlassen! Sie liebte die Geige nicht. Sie brannte durch mit der Trompete.“

Da öffnet sich die Thüre und herein guckt ein reizender blonder Mädchenkopf. Es ist die blonde Süssel, die Tochter Christel's, eines der großen Pächter von Freund und Fritz. Zugleich mit frischer Milch und Butter bringt sie von Hause einen schönen Weizenstrauß, das Geburtstagsbouquet für den Herrn. Man nöthigt die Schüchterne Platz zu nehmen. Fritz hat hundert Fragen nach Haus und Hof, Feld und Hopfengarten. Und sie antwortet lächelnd und erröthend zugleich. Fritz scheint entzückt — so sehr es eben ein Weiberfeind sein kann — und von jetzt an ist es ausgemacht, daß der große Heirathsvermittler David Sichel in diesem hübschen Jüngferchen das kräftigste Argument seiner Predigt gefunden hat und daß er von nun die stärkste Waffe besitzt, um jeden Widerstand von Fritz zu besiegen. Sobald das Mädchen fort ist, nimmt der Rabbi sein Lieblingssthema wieder auf und erhebt sich in der Hitze des Eifers zur wahren Beredsamkeit. „Ihr seid Egoisten und Feiglinge,“ sagt er ihnen, „denn Ihr lebt nur für Euch, Ihr fürchtet Euch vor den Lasten des Ehestandes und entzieht Euch den Pflichten jedes guten Bürgers. Nun wißt aber, daß die erste und heiligste Pflicht des Bürgers ist eine Familie zu gründen, eine Frau und Kinder zu haben, brave Menschen zu erziehen!“ Ja, der Rabbi versteigt sich sogar zu einer Wette, die Freund und Fritz ohne weiteres annimmt. Wenn dieser im Laufe des Jahres nicht noch in den Stand der heiligen Ehe tritt, so will der Rabbi seine Propaganda für die Heirath aufgeben, andernfalls aber verliert Fritz an den Rabbi einen Weinberg, wo sein bester Nothher wächst. Lachend ergreifen die drei Gefellen ihre Pfeifen und gehen Arm in Arm in die Bierbrauerei. —

Im Roman ist es nun sehr hübsch erzählt, wie und warum Fritz auf einige Zeit sein Daheim verläßt, um geradenwegs in den Hauberbann der ländlichen Sirene zu stürzen. Das Drama ist summarischer und zeigt uns mit einem Mal den Junggefallen in der Pächtershütte, wo ihr Athem weht. Warum? Wir erfahren es nicht, und sogar Fritz dürfte sich schwerlich darüber Rechenschaft geben können. Es ist der sympathetische Zug des Herzens, das Unbewußte, die Liebe. Aber jeder Mensch liebt auf seine Weise und so auch Fritz. Man wird nicht klug daraus, ob er bei dem Pächter bleibt, weil seine Küche gut oder weil seine Tochter schön ist. Der Hunger und die Liebe, die nach Schiller's bekantem Ausspruch das Weltgetriebe bewegen, haben sich in Fritzens Herz und Magen getheilt und bekämpfen sich nun ohne Unterlaß. Es ist sehr schwer zu sagen, welches von den schwer zu vereinigenden Gefühlen stärker ist. Fritz spricht mit vollem Mund von seiner Herzensneigung — wenigstens wenn er allein ist — und liebt Süssel wahrscheinlich besonders wegen ihrer Kochkunst, wie die Wilden Voltaire's den Missionär bloß deshalb liebten, um ihn zu fressen. Kurz, Fritz Robus ist sogar in seinen Idealen ganz von der Materie beherrscht und wenn er einmal dem Flug der Verhen nachschaut, so kann man darauf wetten, daß er sie lieber gebraten aus seinem Teller hätte. Daher machen denn auch seine sentimentalen Anwandlungen den Eindruck jener Blumen, die man gewissen kulinarischen Schöpfungen in den Mund steckt.

Die kluge Süssel scheint das zu wissen. Sie sorgt für das leibliche Wohl ihres Gastes mit rührender Feinsüßlichkeit, wie gleich die erste Scene beweist. Die ins Feld ziehenden Arbeiter des Pächthofes drohen mit einem höchst unpassend melancholischen und schwierigen Chorgesang, als Süssel ihnen zu schweigen befiehlt, denn Herr Fritz schlafe noch. Sie täuscht sich aber, denn just erscheint seine behäbige Gestalt hembärmelig am Fenster. Er hat herrlich geschlafen, seine Augen sind frisch, seine Wangen roth, wie seine Weste. Und in seiner guten Laune wünscht er den Gesang anzuhören, den Süssel anstimmt. Hierauf kommt er selbst hinunter in den Hof und sieht dem flinken Maibde zu, wie es jenseit der Mauer Kirschen pflückt. Sie wirft ihm auch einige zu, denn sie kennt den Rascher, und er fängt sie lachend auf und läßt sie sich vorzüglich schmecken.

Man wird an die Scene in den Confessions erinnert, wo Rousseau wünscht, die Kirschchen, die er in das Nieber der schönen Chasset wirft, wären seine kuschlichsten Lippen oder an den Liebenden der Contemplations der

Laisait la cerise et prenait le baiser

Ob freilich der biebere Essäßer, wenn er die Wahl hätte, nicht die Kirschchen Süßel's Kuß vorziehen würde, ist nach den Proben, die er von seiner Gourmandise nur zu häufig ablegt, mehr als wahrscheinlich. Es ist daher höchste Zeit, daß seine Freunde auf ihrem Char-à-banc angefahren kommen, denn der Wirtwolf wäre im Stande, den ganzen Kirschbaum zu plündern, namentlich wenn Süßel ihm die Hand dazu böte.

Der Rabbi, der Einnehmer und der Feldmesser stoßen bei Freund Fritz auf eine ungläubige Miene, als sie ihm versichern, er sei schon seit drei Wochen bei Christel, denn der Aufenthalt schien Fritz keine drei Tage gedauert zu haben. Der schlaue David Sichel triumphiert schon heimlich, weil er ahnt, nur Süßel habe seinem Freunde die Zeit so gut vertrieben, daß er sogar seine unzertrennlichen Kameraden vernachlässigen konnte. Fritz protestirt.

Fritz. Wein, glaube mir ja nicht, David, daß dieses gute Stilleben auf dem Lande mich meine lieben Freunde vergessen ließ. Das bin ich nicht im Stande, im Gegentheil: ich habe oft an Dich gedacht. Ich sagte mir: Alles wäre schön und gut, wenn ich jeden Abend ein Stündchen mit dem Rabbi zubringen und ruhig mein Pfeifchen rauchen könnte, während er mir die Schönheiten und Tugenden der Dreißigsten schildert, denn — ich weiß es gewiß — er muß noch eine dreißigste Frau für mich in Reserve haben. Nicht wahr, David, Du hast es eilig meinen Weinberg zu gewinnen? (Hanneß und Fröbeise Schulz lachen laut. David bleibt, die Hände auf den Hüften unbeweglich und schaut gleichgültig in die Höhe.)

David (nach einer Pause, ernst). Robus, Deine Escherge über das Heirathen erinnern mich an eine alte Geschichte.

Fritz (lächelnd). Welche Geschichte, David? Gewiß eine aus den Zeiten des Josua.

Hanneß. Ja, erzähl' uns Deine Geschichte, Rabbi, und laß Dich nicht bitten.

Schulz. Sie wird lustig sein.

David. Ach, nicht so lustig, als Du denkst, aber jeder kann etwas daraus lernen. (Kommt langsam nach vorn, verfolgt von Fritz, Hanneß und Schulz, die sich Zeichen geben.) Es war einmal, sagt die Geschichte, vor hundert und aber hundert Jahren ein gutes und maderes, aber leichtes, allzu vergnügungsfüchtiges und gerne spottendes Volk. Es bewohnte ein geeignetes Land mit schönem Himmel, fruchtbarem Boden, sibirischen Flüssen, von Wild erfüllten Wäldern, schönen Gestaden an zwei großen Meeren für Handel und Gewerbe, kurz ein irdisches Paradies. (Seite.) Da nun dies Volk reich geworden, wollte es sich seines Reichthums freuen und gab nach und nach die Arbeit auf, um sich dem Vergnügen hinzugeben. Es wollte feste, Schaugepränge, reiche Kleider, prächtige Wohnungen, Courtisänen, den Luxus in allen Formen haben. Die Vergnügen haben aber die Eigenschaft, daß sie viel kosten und nichts einbringen; ist umgekehrt wie bei der Arbeit. Andererseits vergißt man, wenn man sich amüßirt, schnell die Pflichten und vor Allem die Pflichten der Familie, die schwer sind und lange dauern. So kam es denn auch, daß das schändliche Uebel der Ehelosigkeit sich bald in dem schönen Land verbreitete, und — es ist traurig zu sagen — die erwünscht unfruchtbaren Ehen vermehrten sich. Niemand wollte mehr Kinder haben; höchstens eines oder zwei, das zweite als Ersatz, wenn eines sterben sollte. Diejenigen, welche drei hatten, klagten den lieben Gott an. Das vorerst von den reichen Leuten gegebene Beispiel fand bald seine Nachahmer in den armen Klassen; was von oben kommt, sinkt rasch. Das Volk fand es auch sehr bequem, sich den Pflichten der Familie zu entledigen, um sein Wohlsein, zu vermehren. Kurz, die Anfechtung verbreitete sich überall. (Nute.) Einige Männer von Herz versuchten, als sie diese Dinge sahen, dagegen anzukämpfen und an die Benußung, an das Gefühl, an den Patriotismus zu appelliren. Sie machten ihren Mitbürgern klar, daß einem Volke, das keine Männer mehr erzieht, bald die Arme fehlen, um den Boden zu bebauen, das Eisen zu schmieden und das Vaterland zu verteidigen. Man hörte nicht auf sie. Wozu kamen diese Unglückspropheten, wenn das Dasein rings so glücklich ist? Man belustigte sich, man freute sich der Gegenwart, was lag an der Zukunft? Und da dies Volk viel Geist besaß, so machte es sogar diese braven Männer lächerlich; es nannte sie Hungerleider und es war wie eine neue Unterhaltung, die man zu all den andern fügte. (Zweite Seite. Er beobachtet Fritz, Hanneß und Schulz, indem er eine Pfeife zündet.)

Fritz. Wo Teufels will er hinaus?

David. Alles ging also sehr gut . . .

Schulz. Das glaub' ich!

David. Findest Du?

Schulz. Das ist klar . . . man amüßte sich ja! . . .

David. Ja . . . man amüßte sich! . . . Das Unglück wollte aber, daß neben diesem Volk, und von ihm nur durch einen großen Fluß getrennt, auf einem undankbaren, mit ewigen Nebeln bedeckten Boden eine rothe Menschenrasse mit breiten Kinnbäden und einem fürchterlichen Appetit

wohnte. Ein Wort genügt, sie zu zeichnen: bei ihnen galt der jenseits der Grenze mit bewaffneter Hand begangene Raub für eine Heldthat. Es waren also Barbaren, die von Jagd und Raub lebten, — wahre Barbaren. Aber um gerecht zu sein, muß man auch sagen, daß diese rothen Männer eine große Tugend besaßen: sie ehrten die Familie, verachteten die Ehelosigkeit und machten sich eine Ehre daraus, viele Kinder zu erziehen. Natürlich schauten sie mit lächerlichem Auge nach der Seite ihrer reichen Nachbarn, der vollen Stall zieht immer die Wölfe an. Am Ende zählten sie sich und sagten: Wir sind zahlreicher als die Andern . . . wenn wir über den großen Fluß gingen . . . welche Beute würden wir dort drüben machen! Gesagt, gethan. Aber die Barbaren gingen wie eine Herde in den Kampf, und die Andern hatten an ihrer Spitze alte Taktiker, die in der Kriegskunst erfahren waren: sie wurden also in Stücke gehauen. Das hinderte sie aber nicht wieder zu kommen. Von Neuem geschlagen, erschienen sie abermals und wurden wieder zurückgeworfen. Das ging so eine lange Zeit fort. Aber da die rothen Beute, weil sie viele Männer erzogen, nach jeder Niederlage immer zahlreicher wieder kamen, und da die Kavernen, die unfruchtbar waren, ihre Verluste nicht ersetzen konnten und nach jedem Sieg ihre Vertheidiger vermindert sahen, geschah es, daß das Volk, das sich so gut unterhielt und so viel Geist hatte, am Ende von der Uebermacht vernichtet wurde. Die Barbaren brachten es in Knechtschaft und theilten sich in ihr Land, das sogar seinen Namen verlor: statt Gallien hieß es Frantreich, das Land der Franken! (Sich gegen Frey wendet.) Ich glaube solche Geschichten verdienen angehört und überdacht zu werden, umso mehr als die rothen Männer von heute im Grunde die nämlichen sind, wie die vor vierzehn Jahrhunderten. Sie haben noch den gleichen guten Appetit, — Ihr habt sie ja bei der Arbeit gesehen. Sie verachteten immer die Ehelosigkeit, sie machen sich eine Ehre daraus, viele Kinder zu erziehen . . . Bereits haben sie den großen Fluß überschritten . . . und wir . . .

Frei (im unterbrechend). Schweig still! . . . Bei Deinen Geschichten wäre ich im Stande so gleich zu heirathen.

David. Nun, so heirathe doch. Du thust dann bloß Deine Pflicht als guter Franzose.

Süsel (zu Pannas). Der Alte macht durch alle meine Pläne einen Strich. Man sollte ihm das Reden verbieten.*)

Nachdem der Rabbi in dieser Weise sein Lieblingsthema: Seid fruchtbar und mehret euch! bis zum Ueberdruß variiert, kommt er zur Erkenntniß, daß nicht seine Rede, sondern die blonde Süsel den widerhaarigen Hagestolz eines Besseren zu belehren habe. Liebt Frei das Mädchen vielleicht? Und Süsel? Frei ist schon ein Fünfunddreißiger und durchaus kein Adonis. Der Rabbi will also sondiren und da Süsel just von ihrer Krapsenbäckerei kommt, um in einem Krüge Wasser zu holen, so findet die Probe gleich statt: der alte Süsel wird zum Cleaser und Süsel zur Rebekka der Bibel. Sie füllt ihren Krug und der Rabbi bittet um einen Schluck daraus, indem er sie an jenes Idyll der heiligen Schrift erinnert. Süsel kennt es wohl, denn allabendlich muß sie — die Protestantin — dem Vater aus der Bibel vorlesen, ja, sie kann die Brunnenzene Bers für Bers auswendig und beweist es dem Juden. Der Rabbi sagt, nachdem sie geendet: „Wenn ich nun aber wie Cleaser zu Dir, Süsel, käme und um Deine Hand anhielte und Du in diesem Augenblick Denjenigen sehen würdest, der jetzt auf jenem Wege naht und zu mir sagtest: „Wer ist er, der über das Feld uns entgegen kommt?“ und wenn ich aber zu Dir sagte: „Er ist mein Herr!“ was würdest Du denken?“ — Die Stimme Friens läßt sich vernehmen. Süsel hört seine Schritte, vermischt sich, erdthet und entflieht schnell ins Haus mit dem Ruf: „Und meine Krapsen!“ Der Rabbi weiß genug.

Unterdessen kommt Freund Frei. Auch er verräth sich wider Willen dem schlauen David, der seine Eifersucht dadurch zu erregen weiß, indem er ihm von Süsel's baldiger Heirath spricht, da er einen Mann für sie gefunden habe. Frei erkennt an der Bewegung, die er kaum bemerken kann, seine Liebe und die Gefahr, worin er schwebt. Er schließt sich den nach Hause fahrenden Freunden an und flieht aus der Nähe der Geliebten. Als Süsel auf den Peitschenschall und das Schellengeläut hereinstürzt, sieht sie noch von Ferne den Flüchtling und sinkt, eine verlassene Ariadne vom Dorf, weinend in die Arme des ehrwürdigen David Süsel, indessen die heimkehrenden Mäher den traurigen Refrain ihres Liebes wiederholen: *Il ne revendra plus!* . . .

Im dritten Act langweilt sich Frei fruchtbar in seiner Behausung. Er ist traurig, jähzornig, unpaß; ja, er hat nicht einmal mehr seinen Appetit. Er kennt den Grund wohl. Wie Werther in die butterbrotschneidende Lotte, so hat er sich in die Krapsenbäckerin Süsel unwiderrücklich verliebt. Was gehen ihn seine Freunde, die Freuden des

*) Aus dem ungedruckten Original eigens für die neuen Monatshefte übersezt.

Mahls mehr an? Er hat nur noch einen Gedanken: Süssel. Im richtigen Augenblick tritt der Rabbi wieder auf und erkennt sofort, wie das Leiden seines Freundes heißt. Aber als unerbittlicher Chirurg beginnt er seine Operation. Er kündigt Fritz an, daß Süssel's Vater im Augenblick eintreffen werde, um sein Jawort zur Heirath seiner Tochter zu holen. Der arme Bursche leidet Höllenqualen. Während aber die alte Katel ausgegangen ist, kommt Süssel und steht mit einem Mal Herrn Fritz gegenüber. Dieser erkundigt sich gewohnheitsmäßig nach Allem. Da aber Süssel über das Kapitel ihrer Heirath schweigt, berührt er diesen empfindlichen Punkt zuerst. Süssel bricht in Thränen aus: sie liebt den ihr Bestimmten nicht und heirathet ihn nur, um ihrem Vater zu gehorchen. Sie bittet sogar Fritz, da der Zufall sie just mit ihm zusammenführt, sie in Schutz zu nehmen und Vater Christel zum Aufgeben dieses Heirathsprojectes zu bestimmen. Das läßt sich Fritz nicht einmal sagen. Die Hoffnung belebt ihn wieder, er fühlt sich von Süssel geliebt und will nicht länger gegen sein eigenes Herz ankämpfen. Als Süssel gegangen, kommt die alte Katel zurück, die ganz erstaunt ist, ihren Herrn in so rosigter Laune zu treffen. Sie entschuldigt ihr langes Ausbleiben: sie hat eine Gebatterin besucht, sich über ihren Kindersegen gefreut und ergeht sich des Längern über die Fröhllichkeit dieser kleinen Welt und über die Freude, die sie um sich verbreiten.

Fritz. Du liebst also die Kinder, meine alte Katel?

Katel. Ich bete sie an und möchte, Sie hätten Ihr ganzes Haus voll so junges Volk.

Fritz. Aber wenn es Kinder hier hätte, so wäre auch eine Frau da; und wenn es hier eine Frau gäbe, so wärest Du nicht mehr Meisterin im Haus; und wenn Du nicht mehr Meisterin wärest, so würdest Du unglücklich sein und mich verlassen. — Du, meine alte treue Magd, die mich auf den Knien getragen hat und — das wäre für mich ein großer Schmerz und fast ein Beweisenbüß, ein Wortwurf.

Katel. Ach, Herr? Ach, es soll nur eine schöne und gute Hausfrau kommen, und ich werde ihr mit Freunden die Schlüssel des Hauses übergeben. Ich werde alt und all diese Last wird bald zu schwer für mich. Fürchten Sie nichts, Herr Fritz: ich werde Sie nie verlassen. Ach, wenn man mich nur die Kinder liebkosen läßt.

Fritz. Wirklich? Aber wo ist die Frau?

Katel (verschminkt mit einem Auge zwinkend.) Ich kenne eine, — und Sie auch!

Da tritt der Pächter Christel mit dem Rabbi herein und verlangt von Fritz die Erlaubniß, seine Süssel einem Burschen aus dem Dorf zur Frau geben zu können. Fritz verweigert sein Ja, erklärt seine Liebe und bittet um Süssel's Hand. „Das ist eine große Ehre für mich,“ antwortet der wackere Mann und entwickelt seine Bedenken. Fritz unterbricht ihn und fragt die eintretende Süssel, ob sie ihn liebe. „Ja, Herr Kobus!“ ruft das Mädchen und sinkt in die Arme von Freund Fritz, indessen der Einnehmer und der Feldmesser mit bedenklicher Miene zusehen. David Sichel triumphirt, vermachet den gewonnenen Weinberg Süssel zur Aussteuer und erklärt den beiden verstockten Junggesellen, daß er sich nun mit ihrer Verheirathung beschäftigen werde.

Dergestalt ist diese Bauernkomödie, die Paris in Aufregung versetzt hat. Sie enthält wenig von Politik und Chauvinismus, aber viel von Langeweile. Was Wunder, daß das Publikum der ersten Vorstellung enttäuscht war, das dies Stück so wenig Anlaß zu irgendwelchen Demonstrationen bot, die alle Welt in sichere Aussicht stellte. Der Unteroffizier vom „Sigaro“ hatte versprochen, er werde in den Zwischenakten landesverrätherische Stellen aus Erdmann-Chatrian's Romanen vorlesen: durch die Generalprobe eines Besseren befehrt, war er zu Hause geblieben. Nur einmal schien die Ruhe gestört zu werden. Ein Lärm erhob sich während des ersten Aufzuges im Parterre. Was war es? Ein Herr, den ich im Verdacht habe, daß er mit Freund Fritz und seinen Freunden ein Bißchen gekneipt, verspätet sich um eine Stunde und wollte sich durch die dicht besetzten Reihen des Parterre Bahn brechen. Sein Platz war bereits occupirt. Es kam zu lärmenden Auseinandersetzungen, so daß das Haus die Geduld verlor. Der unheimliche Ruf: A la porte! ließ sich hören. Stimmen aus den Logen schrien: Hinaus mit ihm, er ist von den Ruhefördern begahlt! Ein kräftiger junger Mann führte diesen Befehl aus. Er sprang über eine Bank und hob unter dem Gelächter der ganzen Versammlung den Spätling auf, der, ein ganz kleines Individuum, gar keinen Widerstand leistete und deshalb von einem höflichen Herrn auf der letzten Bank noch durchgeprügelt

wurde, bevor er hinausflog. Das Ganze dauerte keine fünf Minuten, und das Spiel nahm seinen ruhigen Fortgang.

Erst als der Vorhang zum letzten Mal gefallen war, begannen einige Pfeifer, sich an Saint-Genet's Appell zu erinnern und von ihren Schlüsseln Gebrauch zu machen. Den Anlaß dazu bot der Darsteller des Rabbi, Monsieur Got. Der Tradition gemäß trat er an die Rampen, um den Namen der Verfasser zu proklamiren. Schon hatte er gesagt: „Meine Herren und Damen, wir haben“ . . . als ein leichter Tumult auf den dritten Galerien entstand. Man hatte das Gerücht verbreitet, daß die Opposition während der Aufführung ruhig bleiben, aber sich dadurch rächen wolle, indem sie den Namen des Verfassers auspeifen werde. Got wußte das, und sobald es ihm möglich war, sich verständlich zu machen, begann er mit seiner vibrirenden und einschneidenden Stimme von neuem: „Meine Herren und Damen, das Stück, das wir . . . die Ehre . . . hatten“ . . . Das mit offenkundiger Absicht durch Stimme und Geste hervorgehobene Wort erregte die Galle der Opponenten, denn es war klar, daß der Doyen der Bühne denjenigen Lebensart lehren und trozen wollte, die seine Begeisterung für die elßässer Firma nicht theilen wollten. Pfiffe und Bravos des gesammten, von seinen Stühlen aufgestandenen Publikums endigte den Abend. Der Erfolg des Stückes war entschieden und wurde in den folgenden Vorstellungen bestätigt.

War er auch verdient? Ich glaube diese Frage eher verneinen, als bejahen zu können. „Freund Fritz“ hatte das Glück im richtigen Augenblick auf den Brettern zu erscheinen; sein innerer Werth erklärt weder den Enthusiasmus seiner Gönner, noch die Schimpfworte seiner Gegner. Von einem Drama hat es nichts als den Namen. Der dialogisirte Roman macht sich überall geltend, namentlich gegen das Ende hin, wo die einzelnen Scenen bloß dramatisirte Schlufkapitel sind. Das Ganze ist eintönig, schleppend und schwerfällig; nimmt man die Kirchen- und die Brunnenzene aus, so bietet sich auch keine Situation, die unser Interesse wirklich zu fesseln vermöchte. Und dann diese fortwährende Schlemmerei in Wort und That! In den ersten zwei Acten wird so viel gegessen und getrunken, daß man mit Unruhe daran denkt, wie und wo sich der letzte abspielen werde. Die oppositionellen Blätter nannten das Stück nicht ganz mit Unrecht ein Menü in drei Gängen, eine Odysee des Bauches . . .

Was entschied den Erfolg? Es wäre ungerecht, diesem dramatischen Küchen-Idyll nicht auch gewisse Vorzüge zuzusprechen, die auf das Pariser Publikum günstig gewirkt haben. „Freund Fritz“ ist ein weißer Kabe im gegenwärtigen Repertoire: es ist kein Gebruchsstück. Eine reine, wenn auch grobmaterielle Liebesgeschichte liegt da zu Grund: Fritz Kobus, „der dicke Epiturdier, der Bielfraß, der unfruchtbare Feigenbaum,“ der ganz in den Freuden der guten Speise und des guten Tranks verfunken ist, findet ein siebzehnjähriges Mädchen, das er liebt und heirathet. Das ist die ganze Handlung. Keine Intriguen, keine Combinationen: es ist einfach, rührend, naiv, moralisch. Das Leben ist etwas Anderes, als die Sorge um unser Ich. Es gilt Kinder zu erziehen und das Vaterland zu vertheidigen. Auch der Ort der Handlung war dem Stück günstig. Vor 1870 wäre das Stück ausgepfiffen worden, denn damals war der Elßässer noch eine komische Figur, und der von Liebe und Gutessen schwärmende Fritz hätte damals kein Interesse gefunden. Damals erschienen die Elßässer vor dem lachenden Parterre als Befenhändler und sangen zu Offenbach'scher Musik:

Che suis Alcasienne,

Che suis Alcasien!

Heute kommt er den Franzosen in einem günstigeren Licht, in seiner wahren Gestalt vor: brav, ehrlich, treu, arbeitssam und patriotisch. Es dämmert wohl auch den Parisern auf, daß Erdmann-Chatrian nicht Unrecht hatten, als sie ihn der deutschen Rasse zuerkannten. Er ist von deutschem Wesen im Guten und Bösen; und da ist denn auch den Verfassern wider Willen ein übler Streich begegnet. Sie, deren Lieblingssthema in sämtlichen Romanen und besonders seit dem letzten Kriege die Gefährlichkeit der Deutschen ist, anerkannten dadurch, indem sie die Erzählung für das Theater von psälischen auf elßässer Boden verlegten, ohne den ganz deutschen Charakter von Land

und Leuten zu ändern, daß alle Herzen längs des Rheines eines Schlages sind. Der Vießfraß Friz und seine Kollegen haben auf der Bühne deshalb nichts von ihrem Wesen eingebüßt, weil sie schon im Roman a priori als Elsäßer und Deutsche gedacht waren. So ist denn auch das Stück von Anfang bis zu Ende urgermanisch, woraus sich erklären läßt, daß es den Franzosen fremdartig vorkommen muß. Obgleich das Wort nirgends im „Freund Friz“ vorkommt, so fand man doch, es rieche nach Sauertraut, was dem Pariser für die Quintessenz deutscher Art gilt, wensschon in keiner überrheinischen Stadt so viel Choucroute verzehrt wird als an der Seine, wo es vor jedem Restaurant angeschrieben steht.

Die Inszenirung trug das Meiste am Erfolg bei. Die Schauspieler waren unvergleichlich und das Ensemble so harmonisch, wie man es heute nur noch im Théâtre français findet. Die Decorationen excellirten durch ihre Treue und Schönheit. Alles war echt und wirklich, von der Krebsuppe und dem Johannisberger im ersten Act bis zu den Kirschen und dem aus dem Brunnen fließenden Wasser des zweiten. Am wenigsten wollte mir die Musik gefallen, die ein Elsäßer zu dem Lied Süssel's und dem Solo Joseph's geschrieben hat. Namentlich ist ersteres, das doch ein altes Volkslied sein sollte, gar nicht gelungen. Freilich begreift es sich, warum die Verfasser da nichts Echten geben wollten: sie hätten ja zum Guten Kameraden oder „B' Lauterbach hab' i mei Strumpf verloren“ greifen müssen, und deutsche Volkslieder im Théâtre français? . . . Fi donc!

Endlich führte noch ein Drittes das Stück zum Sieg: die Feinde desselben. Die Herren Erdmann und Chatrian hätten sich keinen besseren Reklametrommler wünschen können, als Monsieur Bucheron genannt Saint-Beneß, Redacteur des Figaro und Korporal a. D.

Kritische Rundblicke.

Ferdinand Hiller in seinen Briefen.

Briefe an eine Ungenannte. Von Ferdinand Hiller. (Köln 1877, Du Mont-Schauberg.)

In seinen Briefen aus Paris hat Heine ein Wort warmen Lobes für den Componisten Ferdinand Hiller, den er zwar einen mehr denkenden als fühlenden Musiker nennt, dessen Compositionen er aber als anmuthig und reizend bezeichnet. Das war beiläufig vor vierzig Jahren. Der junge Hiller ist seitdem alt geworden. Aber was er in seinen höheren Jahren componirt hat, ist immer noch anmuthig, und eben so erlaubt er sich auch noch manchmal zu denken, eine Thätigkeit, die man im Allgemeinen, wie es scheint, bei Componisten nicht besonders liebt.

Neuerdings hat er ein Büchlein veröffentlicht, „Briefe an eine Ungenannte“, die des Anziehenden viel enthalten. Es sind Blaudeerien eines Mannes, der über manches schwere Problem nachgedacht hat, der seine Anschauungen über Musik und Kunst, über Lebensweisheit und allerlei sonstige Wahrheiten mittheilen will, und der daneben von seinen Erinnerungen gibt, was ihm gerade in den Sinn kommt. Da er in seinem langen Leben mit einer Reihe bedeutender Männer der Kunst und der Literatur im Verkehr war, so hat er viel Interessantes zu erzählen, und zwar berichtet er auf höchst angenehme und gefällige Weise.

Hiller ist ein Frankfurter Kind, wie schon Heine zu berichten weiß, der auf seiner Durchreise durch die alte Kaiserstadt das Geburtshaus Hiller's „zum grünen Frosch“ sah. Heine vergißt nicht hinzuzufügen, daß zwar das Abbild des Frosches über der Hausthür prange, daß aber Hiller's Compositionen nie an solch unmusikalische Bestie, sondern nur an Nachtigallen, Lerchen und sonstiges Frühlingsgevoßel erinnere.

Als Frankfurter kommt Hiller natürlich auf

seinen Landsmann Goethe zu reden, an dessen Geburtstag er seinen ersten Brief an die Ungenannte schreibt, um sich somit gewissermaßen unter den Schutze des heiligen Wolfgang zu stellen. Recht launig erzählt er von seiner ersten Begegnung mit Goethe. Hiller war 1825 nach Weimar geschickt worden, um unter Hummel's Leitung seine musikalische Ausbildung zu erlangen. Nebenbei sollte er mit Erdmann deutsche Literatur studiren. Der ganze Unterricht des letzteren bestand darin, daß er sich von dem Knaben „Wilhelm Meister's Lehrjahre“ vorlesen ließ. Hiller zählte damals vierzehn Jahre und sein ästhetisches Behagen an dem Roman beruhte hauptsächlich auf der Bemerkung, daß der Held von allen Damen so freundlich behandelt wird. Es ist zu hoffen, daß Hiller später die Güte des schönen Geschlechts in ähnlicher Weise an sich selbst erfahren hat, da er ja auch jetzt noch eine Freundin besitzt, der er sein volles Herz ausschütten darf.

Einem Liebenden gleich, der klopfenden Herzens an der Wohnung seiner Angebeteten vorüber wandelt, ging der junge Hiller nie ohne innere Bewegung an dem Hause des Dichters vorüber, und seine Freude war groß, als ihm Erdmann eines Tages eine Einladung zu Goethe überbrachte. Aber noch größer war die Aufregung. Erst als Goethe mit freundlichem Wort ihm entgegentrat, schwand ihm alle Herzensangst, und der Knabe spielte und phantasirte auf dem Piano zur großen Zufriedenheit des alten Herrn, und kam nach einem heiter verlebten Abend monnetrunken nach Hause, trug auch später in seinem Album folgende Zeilen von Goethe's Hand heim:

Ein Talent, das jedem frommt,
Hast Du in Besitz genommen;
Wer mit heißen Tönen kommt,
Er ist überall willkommen.

Von Weimar ging Hiller nach Wien und seine Fahrten führten ihn später durch mancher Herren Länder. Den Aufenthalt in Paris machte er sich durch seine Feder möglich. Genselberg hatte ihm den Rath gegeben, zu schreiben um reisen zu können, da er nun einmal nicht reisen könne um zu schreiben. So griff Hiller zur Feder, und derselbe feine und anmuthige Geist, der seine Compositionen belebt, offenbart sich auch in seinen Schriften. Hiller ist Stylst; was er schreibt, hat einen gewissen Charakter. Er meint zwar in einem seiner Briefe, er habe nicht das geringste Talent, Gesehens zu beschreiben, denn er sehe wie die meisten Musiker schlecht, obgleich er vortreffliche Augen habe. Allein wir dürfen das nicht so wörtlich nehmen. Hiller will nur seinen Standpunkt als Musiker wahrin; er will sich nicht in den Ruf bringen, als strebe er vor Allem nach literarischem Ruhm, so daß schließlich die Musiker ihn als guten Schriftsteller, die Schriftsteller ihn als guten Musiker preisen.

Lebhaft und anschaulich berichtet er seiner Freundin über die bedeutenden Männer seiner Zeit, die er kennen gelernt hat. Er führt uns zu Schubert in dessen hochgelegenes dürftig ausgestattetes Zimmer, wo er an seinem Stehpult jeden Vormittag ein paar Stunden componirte und wenn er ein Stück fertig hatte, ein andres anfang. Denn diese echte Künstlernatur war so reich, daß sie sich nie ausgab. „Jeden Morgen componirte er etwas Schönes,“ erzählt Schwind, „und jeden Abend fand er die enthusiastischsten Bewunderer. Wir vereinigten uns auf seinem Zimmer, er spielte und sang uns vor, wir waren begeistert und dann ging es in die Kneipe. Geld hatten wir keins, aber wir waren selig.“

„Schubert's Leben,“ sagt Hiller hinzu, „rauschte hin, ein schäumender Melodienstrom. Er durchlebte zu gleicher Zeit einen Frühling voller Blüthen, einen Herbst voller Früchte. Er kannte den sengenden Sommer nicht, der vielleicht manche der letzteren zu vollständiger Reife gebracht haben würde. Und der Winter wurde ihm ganz und gar erspart.“

Noch wärmer klingt Hiller's Ton, wenn er von Moritz Hartmann spricht, mit dem er in jahrelanger Freundschaft verbunden war, und den er nicht allein als Dichter, sondern als einen in sich harmonisch vollendeten Menschen liebte. Er nennt ihn einen der liebenswerthesten, anziehendsten, begabtesten Menschen, den man finden könne. „Auch Verschwendersichste hat die Natur diesen Liebling der Menschen und Götter ausgestattet. Sie gab ihm Schönheit der Züge,

einen bestückenden Klang der Stimme, feine schnelle Sinne, Einbildungskraft und Gedächtniß, die Gabe der Rede, das Talent des Dichtens, mannhaften Muth und eines Mannes Herz.“

Hiller war dem Dichter für manche freundliche Hülfen verpflichtet. Er dankte ihm den Text zu dem Oratorium „Saul“, zu der Oper „Die Katakomben“ und als ihm Hiller einst brieflich allerlei Ueberschwenglichkeiten andeutete, in welchen er sich musikalisch zu ergehen wünschte, sandte ihm Hartmann fast umgehend den Text zur Hymne „die Nacht“ zu.

So sind die Briefe reich an wohlgezeichneten und interessanten Porträts, die feingeschuittenen Cameen vergleichbar sind. Er spricht u. A. über Schumann, und die charakteristische Anekdote die er von ihm erzählt, mag man im 20. Briefe selbst lesen. Er erwähnt Felicien David, spricht über Berthold Auerbach, über Rossini und dessen Talent, inmitten des größten Lärmens von Besuchern zu componiren. Er erzählt ohne Rücksicht auf die Zeitfolge, wie es ihm gerade der Moment, eine zufällige Erinnerung eingibt.

Aber Hiller ist ja ein denkender Musiker, wie man sagt, und so legt er in seinen Briefen manchem hübschen Gedanken über seine Kunst nieder, streift dann im Vorübergehen auch andre Fragen und duldet dabei keine Dissonanzen. Er doctert nicht, sondern plaudert nur, und wenn sein Geplauder auch manchmal oberflächlich klingen mag, so regt er doch auch oft zum weiteren Nachdenken an.

Als begeisterter Musiker setzt Hiller natürlich die Tonkunst über alle Schwesterkünste. Die Freundin hat ihm geschrieben, daß die großen Ländlicher ihr für ihr inneres Leben wichtiger geworden seien, als die andern, und Hiller findet, daß dieser Ausspruch sie außerordentlich hoch stelle. „Denn die Musik,“ sagt er, „gewährt edlen Naturen, die nicht im höchsten Sinne selbst productiv sind das Glück eines Schaffens, welches jenem der Production nahe kommt, ja es im augenblicklichen Genuß vielleicht noch überbietet, das Glück des Wiedergebendens, des selbständigen selbstbewußten Wiedergebendens der Schöpfung des Genius.“

Wir wollen diesen Satz, den wir allen Schülerinnen der Conservatorien zur Hebung ihres Selbstgefühls empfehlen, nicht weiter bekritteln. Wir könnten sonst daran erinnern, daß die Kunst des Schauspielers, ja in gewissem Sinne selbst des bildenden Künstlers Wehnliches von sich behaupten kann, daß der Geist, der an der Hand der Philosophie in das Reich der

Wahrheit zu bringen versucht, oder von dem Naturforscher geleitet, mit heiligem Schauer in die Geheimnisse der Natur eindringt, ein ganz ähnliches wenn nicht höheres Glück des Wiederhoffens, des lebendigen Nachempfindens kostet. Aber wir wollen ja nur hören, was Hiller in seiner Begeisterung zu sagen hat, wie er nur dem Einsamen die höchste Gnuß der Musik verspricht und das tiefste Empfinden nur in dem Menschen sucht, der allein ist. Er versteigt sich sogar zu dem geflügelten Wort, daß man nie stärker liebe, als wenn man von dem Gegenstand seiner Liebe entfernt sei. Den vortrefflichen Ausdruck mögen sich die Unglücklichen merken, welche wegen böswilliger Verlassung ihrer Ehefrau verfolgt werden, und die künftig behaupten können, sie hätten diesen schweren Schritt nur gethan, um ihre Liebe wieder auf den richtigen Höhegrad zu bringen. Der Briefsteller selbst, der gewiß nicht immer aus der Ferne geliebt hat, weiß auch recht gut, daß er einen launigen Seiten sprung gemacht hat und lenkt schnell wieder ein. „Ich komme ja aus aller Vogit heraus!“ Und gewiß, auch der Musiker hat Logik nöthig.

Die ungenannte verehrte Freundin versteht sich aufs Schmeicheln. Sie meint einmal, es gäbe kein größeres Glück auf Erden, als das Glück des Componisten, der seine Werke hört. Hiller ist nicht ganz dieser Meinung. Vom lieben Gott heißt es freilich in der Bibel, daß er am siebenten Tag sah, daß Alles gut war. Aber das war eben der liebe Gott und die irdischen Componisten sind selten im gleichen Fall. Hiller zählt eine ganze Reihe von Dämonen auf, die einem unglücklichen Componisten das Leben sauer machen können und die sich besonders bei einer ersten Aufführung in teuflisch-boshafter Weise zu hören bemühen. Doch ist das kein Privileg der Musiker und Tonkünstler. Ein jeder, der mit einem Werk seines Geistes vor die Öffentlichkeit tritt, hat ähnliche Leiden zu kosten.

Doch da vom Componiren die Rede ist, fragt die Freundin auch, wie Hiller es anfangs, um zu componiren. Offen gestanden, diese Frage ist etwas naiv. Wir können wohl wissen, wie ein Schneider ein Paar Hosen kunst- und stypgerecht nach der Mode componirt, aber schon wenn ihm plötzlich ein subtiler Gedanke an eine neue Gestaltung seines Kunstwerks durch das von Schönheitsideen erregte Gehirn fährt, stehen wir vor einem Räthsel. Und nun gar ein Tonstück, eine Dichtung! Die Antwort Hiller's ist denn auch, obwohl eingehend, doch recht all-

gemein gehalten, und lieber lesen wir was er über einzelne bestimmte Thatfachen und Erscheinungen in der Geschichte der Musik sagt, wie er von den wunderbaren Wanderungen mancher Melodien durch die Jahrhunderte hindurch und von Nationen zu Nationen redet. „An ein einfaches Lied knüpft sich oft ein Stüd Weltgeschichte. Die Israeliten entlehnten gar manche Melodie den alten Egyptern, sangen sie in der Wüste, im gelobten Land und im Tempel Salomonis. Die jüdische Christengemeinde pflanzte sie fort in die Kirche — der Gregorianische Gesang, der protestantische Choral entstanden — unter wieviel Himmelsstrichen, in wieviel Mundarten, von wieviel Lippen sind sie erklingen!“

Daß Hiller auch, freilich nicht bei Gelegenheiten einer Melodie, auf Richard Wagner zu reden kommt, ist natürlich. Man mag über den Maestro denken wie man will, ignoriren kann man ihn nicht. Das thut auch Hiller nicht, aber er verabscheut ihn von ganzem Herzen. „Meine tiefsterne Abneigung gegen eine derartige Dichtung ist so unüberwindlich, daß ich, wenn der liebe Gott in eigener Person zu mir käme, um mich eines Besseren zu belehren, zu ihm sagen würde: Allen Respekt, lieber Papa, — aber diesmal bist Du im Irrthum.“

Hiller ist hier zum Kritiker geworden und doch schlägt er einige Seiten weiter über die böse Kritik los. „In den meisten Fällen ist der Zusammenklang aller der Stimmen, aus welchen sie sich zusammensetzt, sehr chaotisch und bringt öfter eine verwirrende Kakophonie als ein harmonisches Ensemble zu Stande. Derjenige, der sich aus ihrem Getöse eine Meinung bilden wollte, würde einige Wehnlichkeit mit jenem Türken verrathen, der das Einstimmen der Orchester-Instrumente für Musik hielt.“

Da wäre es dann freilich für Jeden, der mit der öffentlichen Stimme zu thun hat, am besten, die Worte zu beherzigen, welche Hiller als Jubelbegriff der Lebensweisheit anpreist — die erhabenen Worte: „Was liegt daran?“ Horaz hat dasselbe gesagt: „Si fractus illabatur orbis“ — es klingt nur etwas hübscher. Und wer weiß, vielleicht spricht Richard Wagner dasselbe Wort, wenn er Hiller's Ansicht über seine Zukunftsmusik liest und Hiller wiederum sagt, wenn er die vorstehende freundliche Besprechung zu Gesicht bekommt, ebenfalls gelassen: Was liegt daran?

Ferdinand Lottheisen.

Auerbach und Lenau.

Nicolaus Lenau. Betrachtung und Erinnerung von Berthold Auerbach.*)

Es war an einem lachenden Frühlingsmorgen des Jahres 1844. In einer stillen Stube der unteren Friedrichsstraße in Stuttgart saß sinnend ein Mann, auf dessen gesuchter Stirne die verschiedensten „kosmischen Facultäten“ Platz genommen hatten, und dessen Auge, um mit Auerbach zu sprechen, „den teleskopischen Fernblick und den Nahblick für das Concrete“ hatte. Mächtige Gedanken bewegten seine glühende Seele, die alles Menschenleib schmerzgriffen umfaßte. . . . Dieser Mann war Nicolaus Lenau. . . . Es war des Schaffens beglückende Stunde wieder für ihn gekommen. Er dichtete, er wollte allein sein. . . . Da schlich auf leisen Socken sein Diener in das stille lauschige Poetenstübchen, und überreichte seinem Herrn eine Visitenkarte. Dem Diener sah man es an, daß er nur ungern und nur gezwungen seinem Herrn störte, und daß er ihn nur störte, weil der Draußenstehende sich durchaus nicht und in keiner Form abweisen lassen wollte. Lenau warf einen unmutsvollen Blick auf die ihm überreichte Karte, und las: „Berthold Auerbach, Vertreter des Hauses Baruch Spinoza in Amsterdam. Filiale in Schwarzwald. Reist in Pantheismus und Dorfgeschichten.“ Noch hatte Lenau durch nichts seinen Willen bekundet, den Vertreter des Hauses Spinoza zu empfangen, als dieser selbst schon, wenn auch nicht unangemeldet, so doch ungerufen ins Zimmer trat, und zwar mit einer Maschheit, die nur zu sehr verrieth, daß der Repräsentant der altbewährten Amsterdamer Firma gewohnt sei, berühmten Männern in den Weg zu treten und auch nicht gewillt sei, sich von großen Männern abweisen zu lassen. Der Neueingetretene war eine kurze, gedrungene Gestalt von entschieden bäuerlichem Ansehen, und doch merkte man es ihm an, daß er einem Volke angehöre, welches wohl Verständniß hat für das Rauhsen der Cedern auf dem Libanon und der Eschen im Thale Josaphat und für das Flüstern im Terebinthengaine, nicht aber für die mühselige schweißersäulte Arbeit, wie solche hinter dem Pfluge gethan werden muß.

Mit der bekannten Behändigkeit aller Geschäftskreisenden hatte Auerbach seine Rusterkarte vor den staunenden Augen Lenau's ausbreitet. Da waren gar herrliche und mannig-

faltige Waaren zu sehen, da lagen Gegenstände, welche nicht verleugnen konnten, daß ihr Ursprung im Schwarzwald zu suchen sei, neben anderen, welche auf die berühmten Edelstein- und Brillenschleifereien Hollands hindeuteten, und jeder dieser zahllosen Gegenstände war mit einem Sprüchlein versehen aus dem Bereiche der in der Literatur so aufbringlich gewordenen Bauernweisheit, oder aus den Werken des großen Baruch Spinoza, den seine eigenen Glaubensgenossen verkerteten, weil er, um den Weg zur Wahrheit zu finden, nicht den Berg Sinai bestieg und weil er in stolzer Unabhängigkeit von der ihm im alten Testamente zugefallenen Erbschaft keinen Gebrauch machen wollte, dessen Ruhm aber so fest gewurzelt ist, daß er selbst nicht durch Romane erschüttert werden konnte, die nur geschrieben wurden, um holdselig lächelnde Badfische, verschämte Jungfrauen und Damen, welche die Literatur als einen Theil der häuslichen Arbeit betrachten, mit sicherer Hand an den geheimnißvollen Abgründen aller Philosophie — vorbei zu führen.

Lenau's Auge war gefesselt durch den Ausspruch Spinoza's: „Der freie Mensch denkt über nichts weniger als über den Tod; denn unser Wissen ist Wissen vom Leben, und nicht vom Tode.“ Und damit hatte Auerbach auch gewonnenes Spiel. Er übersfluthete den Dichter der so gerne allein und einsam geblieben wäre, mit einem Sprühregen von Kritik, Beobachtung und Bauernweisheit; in blitzschneller Aufeinanderfolge besprach Auerbach die höchsten Dinge, fällte er die einschneidendsten Urtheile, belehrte er Lenau darüber, daß im Frühling die Vögel im Walde singen und rief ihm pathetisch zu:

„Jah im Hebr' lalt,
Freier's den Rufat im Wald.“

In kürzester Zeit waren so ungefähr fünfhundert Gedanken von den nicht sehr bekannt gewordenen „Tausend Gedanken des Collaborator“ verbraucht und verschwendet.

Lenau fühlte sich beengt; er sah sich mehr- und waffenlos dem Andrängen und Einkürmen seines Besuches preisgegeben. Um sich aber von der gedrückten Stimmung, die sich seines Geistes bemächtigt hatte, zu befreien, sagte Auerbach — „Du“ zu ihm. Er duzte Lenau, wie er Kerner und Uhland geduzt, wenn auch dieses Factum, so weit es Uhland betrifft, von Vielen mit triftigen Gründen bestritten worden ist. Er gebrauchte Lenau gegenüber jenes „Du“, mit welchem er auch Schiller und Goethe beehet hätte, wenn diese Weiden nicht vor jener Zeit

*) Wien, Verlag von Carl Gerold's Sohn.

gestorben wären, in welcher Auerbach zur Ueberzeugung gelangte, daß nur sein „Du“ der deutschen Literatur auf die Beine helfen und ihr die ihr abhanden gekommene Würde wieder verschaffen könne.

Vom liebenswürdig zutraulichen „Du“ bis zu den „Albigensern“ war für Auerbach nur ein Schritt. Und so mußte Venau erfahren, daß ein Auerbach, der gründliche Kenner aller im Schwarzwald hausenden Völkerschaften, durchaus nicht einverstanden sei mit dem so berühmten Schlusse der „Albigenser“, wo Venau, der seiner Dichtung keinen verschönlischen Abschluß geben konnte, wenigstens in kühner Perspective ein Bild künftiger Tage entrollte, die Sühne bringen sollten für alle Verbrechen und Greuelthaten des glaubenstollen Fanatismus und der nach Blut sehrenden Inquisition. Der unverkennbar praktische Sinn Auerbach's verlangt aber vom Dichter, daß er eine aufgenommene Frage mit einem „Wahrpruch“ entscheide, er besteht darauf, daß, wenn der Dichter sein letztes Wort gesprochen, die Rechnung stimmt wie eine kaufmännische Bilanz; Versprechungen auf eine ferne Zukunft haben keinen Kurs, nur kurzlaufende Wechsel, Wechsel auf Sicht, erfreuen sich vornehmlicher Beliebtheit. Nach dem Sinne Auerbach's mußten die „Albigenser“ ungefähr folgendermaßen schließen:

„Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprechen,
Nach Licht der Sonnenaufgang sich verdingen
Mit Parapumantela oder dunkeln Selen.
Den Albigensern folgen die Hussiten,
Und zahlen stätig heim, was jene litten;
Nach Fuß und Hufe kommen Luther, Gatten,
Bis dreißig Jahre, die Gevrennefreiter,
Bis Stürmer der Basille und so weiter,
Bis Auerbach mit seinen Vorgeschichten
Das Weltensend wird vernichten,
Bis Waldfried Deutschland hat geirret
Und Forle's Steinhard nieder uns ersehnet,
Bis Tolpatsch heimgeleitet und auch das Parle,
Vorgeschichtlet von Auerbach, dem Bäuerle.“

(Wir müssen hier in aller Bescheidenheit bekennen, daß wir trotz der so eigenthümlichen Wortbildung: „Vorgeschichtlet“ keinen Anspruch auf Originalität erheben können, indem wir nur den Spuren Auerbach's folgen, dem wir es zu danken haben, daß heute Ausdrücke wie „bediademet“ und „bediadajett“ ein Gemeingut des deutschen Volkes geworden sind wie Paraptua, Pleite u. a. m.)

Wer weiß übrigens, ob Venau, wenn sein Geist nicht umnachtet worden wäre, nicht auch in späterer Zeit, das Beispiel Auerbach's nachahmend, eine Fortsetzung seiner „Albigenser“

unter dem Titel: „Nach dreißig Jahren“ geschrieben hätte? Wer will behaupten, daß er nicht daran dachte, eine späte Albigenser-Enkelin mit einem späten Enkel des Wadefeswirthes zu verheirathen? . . .

Natürlich mußte Auerbach auch das Gespräch auf Venau's Aufenthalt in Amerika zu lenken. Amerika ist ein Lieblings-Thema von Auerbach. Dort, in der neuen Welt, leben und wirken viele Sprößlinge seiner Muse, Sprößlinge, die, wenn auch durch den Ocean von uns getrennt, doch mit allen Banden an der national-liberalen Partei hängen. Mit unwiderstehlicher Kofetterie und mit collaboratörenschafter Gedankenüberfülle nennt Auerbach Amerika „das Jenseits der Geschichte“, ein Bild, das alle schönggeistigen Damen, deren Salons mit literarischen Berühmtheiten gefüllt sind, in die höchste Ekstase versetzt. Ein wirklich schönes Bild, um so kühner, weil man unwillkürlich an die Schwimmhose des Geschichtsforschers denken muß, der den Ocean durchschneidet, um „das Jenseits der Geschichte“ zu erforschen . . .

In den Briefen an seinen Freund Karl Mayer schreibt Venau einmal: „In Amerika werden der Liebe Leise die Adern geöffnet und sie verblutet ungesehen.“ Und so wissen wir auch, wie er ungefähr über Amerika dachte. Aus der Erzählung Auerbach's über seine Begegnung mit Venau erfahren wir aber nichts darüber, denn entweder fühlte Venau sich nicht angeregt dazu, Erklärungen abzugeben über jene Zeit seines Lebens, welche er in der neuen Welt verbrachte, oder er fürchtete, was wahrscheinlicher ist, seine Mittheilungen für einen Roman verwerthet zu sehen, den Auerbach ihm in Aussicht stellte und dessen Held eben Venau sein sollte, der den Auswandern auf einem Schiffe, welches den Ocean durchsurcht, auf der Weige vorspielt und endlich in den Urwäldern eine in Dämmersehn gehüllte mythische Figur wird. Wie schade, daß Auerbach nicht dazu gelangte, diesen Roman, der gewiß „Venau das Weigerle“ geheißen hätte, zur Ausführung zu bringen! Welch ein Genuß wäre es gewesen, Venau in den Urwäldern begrüßt zu sehen von den zahllosen Kindern, die durch die allzugroße Fruchtbarkeit ihres geistigen Nährvaters Auerbach aus der Heimath verdrängt wurden, um „jenseits der Geschichte“ ihr tägliches Brot zu finden! Und Venau selbst, der doch nur Weige und nichts als Weige spielt, und der seiner Fidel Weisen entloht, die bald an: „Muß i denn, muß i denn zum Städle 'haus,“ bald aber an den Empörung athmenden

Rafoczu-Marisch gemahnen! Und endlich Auerbach, der schließlich den entscheidenden Wahrspruch fällt und so die Dissonanzen, die zwischen den Auswanderern und der nur kärgliche Nahrung, aber noch kärglichere Freiheit bietenden Heimath entstanden, durch eine viele Auflagen erlebende und von der Birch-Weiser dramatisirte Lösung beseitigt . . .

Nachdem Auerbach, ohne Renau zu Worte kommen zu lassen, den Renau'schen Gesprächsstoff Amerika genügend erschöpft hatte, erlahmte allmählich das Zwiegespräch, welches Auerbach allein führte. Wohl hören wir noch Aussprüche, wie sie jetzt täglich und stündlich in dem 27-Kreuzer-Bazar unserer modernen Populär-Philosophie seligeboten werden: materielle Natur, ethische Grundlage der idealen Natur, Keimzelle, Moleküle-Bewegung, Pessimismus, Weltproblem u. s. w. Es wird noch die Frage erörtert, ob Renau, wenn er Mitglied des österreichischen Herrenhauses gewesen wäre, an der Seite Anastasius Grün's das Banner der Freiheit hoch emporgehalten hätte. Wer kennt nicht diese ewigen Fragen, die in aller Ewigkeit keine Antwort finden? Was wäre geschehen, wenn der Papst ewangelisch geworden wäre und sich verheirathet hätte? Wo wären wir heute, wenn Napoleon I. in der zweiten Hälfte seiner Wirksamkeit Frieden gehalten hätte? Welche Gestalt würde die Welt angenommen haben, wenn das Vorle nicht „Frau Professorin“ geworden wäre? . . . Zur „Erinnerung und Betrachtung“ folgt dann nach „Einkehr und Umkehr“ ein „Rückblick und Ausblick“ und Auerbach verläßt mit der Westbahn Wien einige Stunden bevor bekannt geworden war, was Minister Wessenberg unterm 9. Juli 1870 seinem Freunde Isfordink-Kostnig schrieb: „Auerbach ist zu rasen, bei seinen Vorgeschichten zu bleiben.“

R. M. Herzel.

Miscellen.

Richard Wagner hat kürzlich seine Anhänger aufgefordert, vom Reichstag eine Subvention von hunderttausend Mark für die Bayreuther Festspiele zu erbitten. Dies hat den Herausgeber d. Bl. veranlaßt, aus der Seele eines Wagnerianers heraus die folgenden Verse hochzuheulen:

Was hör' ich? Ist von Blindheit denn befallen
Die große weite Welt?

Erbauen will man theure Ruhmeshallen —
Und Wagner braucht noch Geld!

Camphausen kündigt in zufrüher'ner Haltung,
Daß ihm den Busen schwellt
Der Staats-Finanzen günstige Gestaltung —
Und Wagner braucht noch Geld!

Die Frommen sieht man fleh'nde Blicke lenken
Hinauf zum Himmelszelt,
Gott soll dem Peterspfennig Zuwachs schenken —
Und Wagner braucht noch Geld!

Man will die Opfer-Freudigkeit entzünden
Der kunstgesinnten Welt,
Um neu ein „Shakespeare-Memorial“ zu
gründen —
Und Wagner braucht noch Geld!

Man will mit segensschweren vollen Händen
Vom Jahr bis zum Welt
Den Rogat-Ueberschwemmten Hülfen spenden —
Und Wagner braucht noch Geld!

Für Luxus, Luxus, fließen so die Gaben,
Wohin das Auge fällt,
Obwohl an Nöthigsten wir Mangel haben —
Denn Wagner braucht noch Geld!

Drum woll' den Irrpfad endlich nun verlassen,
Beförte, blinde Welt!

Sin noch Bayreuth entleere Deine Kassen —
Denn Wagner braucht noch Geld.

Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die Redaction der „Neuen Monatshefte“ sind an Herrn Dr. Oscar Glumenthal, Berlin S. W., 32 Galleisches Ufer zu richten.
Verlag von Ernst Julius Guntter in Leipzig. — Druck von Wiese & Deventer in Leipzig.
Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Guntter in Leipzig.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt Uebereignungsrecht vorbehalten.

Im Verlage von Ernst Julius Gütther in Leipzig erschien:

Neues Frauen-Brevier.

von
Amely Bölte.

Elegante Ausstattung. Fein gebunden in Goldschnitt, Preis 4 $\frac{1}{2}$ Mark.

Inhalt:

Frauenbildung. — Wie erzieht man Mädchen? — Die Gefährtin des Mannes. — Der eigene Herd. — Die junge Frau. — Das Wirtschaftsgeld der Hausfrau. — Frauen-Industrie. — Die Kunst der Sparsamkeit. — Die Feinde des häuslichen Glückes. — Die Frau als Mutter. — Die geschiedene Frau. — Das Elternhaus. — Die Stütze der Hausfrau. — Die Pension. — Die höhere Töchter Schule. — Die Tanten. — Die Erziehlerin. — Die Lehrerin. — Die Vermählten. — Die Gesellschafterin. — Die Krankenpflegerin. — Die Wittwe. — Die Schönheit. — Schlussbetrachtung.

Mit diesem Werke kommt die berühmte Verfasserin einem Zeitbedürfnisse entgegen, das sich seit lange fühlbar macht. Sie schildert in Beispielen die Mängel unserer jetzigen Mädchenerziehung, und deckt verhängnißvoll die Wunden auf, die durch mangelhafte Erziehung der Frauen unserm Volkleben geschlagen werden.

Die verschiedenartigen Berufszweige des Frauenlebens sind eingehend beleuchtet; Die Hausfrau, die Mutter, die Gefährtin des Mannes wie die Alleinlebende, die geschiedene Frau, wie die Wittwe — sie alle gleiten an unserm Auge vorüber und woden unsere Theilnahme durch ein glückliches oder verheißtes Leben. Die Verfasserin spricht aus reicher Erfahrung, das fühlt man ihren Worten an, die, aus dem Herzen kommend, an die Herzen gehen und zu neuer Thatkraft ermuntern.

Ein solches Werk kann nicht genugsam empfohlen werden; es sollte in jeder Familie sich einbürgern, von jedem Hausvater neben die Familienbibel gelegt werden.



Im Verlage von Ernst Julius Gütther in Leipzig erschien:

Allerhand Ungezogenheiten.

von
Oscar Blumenthal.

Vierte Auflage.

16 Bogen in elegantem Buntbroschurumschlag.
Preis 3 Mark, elegant geb. 4 Mark
50 Pfennige.

Im Verlage von Ernst Julius Gütther in Leipzig erschien:

Gedichte.

von
Joseph Freiherrn von Eichendorff.

Neunte Auflage.

Miniatur-Ausgabe. Elegant gebunden in Goldschnitt, Preis 6 Mark.

Ein Vierteljahrhundert

befieht am 1. Januar 1877 die illustrierte populär-naturwissenschaftliche Zeitschrift

Die Natur

begründet unter Herausgabe von Dr. Otto Ule und Dr. Karl Müller von Halle. Herausgegeben von Dr. Karl Müller von Halle.

In dem Zeitraume von 25 Jahren hat die Natur eine Fülle interessanter Material aus dem Gesamtgebiete der Naturwissenschaften ihren Lesern versittelt. Eine große Zahl namhafter Autoren hat durch Vleserung trefflicher Aufsätze an dem Blatte mitgearbeitet, während hervorragende Künstler durch Originalzeichnungen der illustrierten Ausstattung ihre Kräfte widmeten.

Eine große Zahl Tageblätter beiproch deshalb auch „Die Natur“ in anerkanntester Weise und empfiehlt die Zeitschrift als unterhaltendes und belehrendes Blatt sowohl Hochschülern und Bibliothekern von Lehranstalten, als auch allen Freunden der Naturkunde auf's Wärmste (Botanikern, Mineralogen, Chemikern, Physiologen, Sanitarikern, Jägern, Gärtnern, Pflanzensammlern, Dentistologien, Ethnologen, Entomologen, Vögelkennern).

Der Preis ist für alle Abgehörten billig gestellt. Preis der Quartal 4 Mark. Die Natur kann in wöchentlichen Nummern oder in monatlichen Heften bezogen werden.

G. Schwetschke'scher Verlag in Halle a/S.

Die Illustrierte Zeitung für Kleine Leute

hat sich in der Nudernwelt bereits zahlreiche Freunde erworben. Wir bringen Märchen, Erzählungen, Fabeln, Gedichte, Anekdoten, Liebes- und Längs, Räthsel, Lutz Sie gewährt eine reiche Fülle von Unterhaltung und Belehrung. Zahlreiche gute Abbildungen, wosentlich ein colorirtes Titelbild, unromantischen und erheben das im Zeit Geiste auf das Trefflichste. Wir empfehlen deshalb Eltern, Lehrern und Gelehrten das Blatt als sehr gutes Unterhaltungs- und Erlehrungsmittel für die Kinder.

Preis pro Quartal 1 R. 50 Pf. Das Blatt kann in Wochennummern oder Monatsheften bezogen werden. 26 Nummern bilden einen Band. Mehr in geschmackvollem Einband gebunden, als schönes Weihnachtsgeschenk empfohlen werden kann. Preis pro Band 4 Mark.

Expedition bei Wilhelm Drog in Leipzig.

Der

Kaiser- und Reichs-Kalender für das Jahr 1877

ist in allen Buchhandlungen für den Preis von 1 Mark zu haben. Der Kalender enthält u. A. Beiträge von J. D. S. Lammé, David Julius, Wagner, Müller u. c. Gute Illustrationen sind dem Text beigegeben. Der Kalender bringt außer vielen interessanten Mittheilungen dierlein Inhalts auch das Verzeichniß der Jahrmärkte des ganzen deutschen Reichs. Die Sonn- und Festtage sind im Rotzdruck ausgeführt.

G. Schwetschke'scher Verlag in Halle a/S.

Im Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig erschien:

Für alle Wagen- und Menschen-Klassen.

Blaudereien von Station zu Station.

von

Oscar Blumenthal.

3 Bändchen von 7—8 Bogen in illustriertem Buntdruckumschlag.

Preis pro Band Mark 1. —.

Ueber dies Buch sind Wis und Laune verschwenderisch ausgegossen. „Die Montagzeitung“ nennt es „einen bunten Baedeker durch die weite Republik des Wises“, und fügt hinzu: „die drei Klassen des lustigen Trains sind mit Humor und Geist bis auf den letzten Platz gefüllt.“

Bei G. Haessel in Leipzig erschien:

Georg Jenatsch.
Eine alte Bündnergeschichte
von
C. Ferdinand Meyer.

Preis Kart 6. —.

Man lese nach die Besprechung des Buches in Joh. Scherr's Literaturbrief in diesem Heft.

In zweiter unveränderter Auflage

ist soeben erschienen:

UARDA. Roman
aus dem alten Aegypten
von
Georg Ebers.

3 Bände. 8. Elegant broschirt. Preis M. 12.; feingebunden M. 15.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

(Verlag von J. Buedeker in Iserlohn.)

Soeben erschien:

F. A. Lange's
LOGISCHE STUDIEN.

Ein Beitrag zur Neubegründung der formalen Logik und der Erkenntnisstheorie.
gr. 8. geheftet **Mark 4,80.**

F. A. Lange's
Geschichte des Materialismus
und
Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart.

Dritte Auflage. 2 Bände.
geh. à Mark 21. — eleg. geb. Mark 24.

Hartmann-Dühring-Lange.

Zur Geschichte der deutschen Philosophie im 19. Jahrhundert

von
Dr. H. Vaihinger.

gr. 8. elegant geheftet à Mark 4,80.

Neue Romane

aus dem Verlage

von

Ernst Julius Günther in Leipzig.

Erschienen 1875.

In haben in jeder Buchhandlung und Leihbibliothek.

- Braddon, M. E.,** Verbrechen und Liebe. Aus dem Englischen von A. v. Winterfeld. 3 Bände. 10 Mark.
- Bulwer, Edward,** Kenelm Chillingly. Aus dem Englischen von E. Lehmann. Billige Ausgabe. 3 Bände. 6 Mark.
- Byr, Robert,** Anatuor. Novellen. 4 Bände. 12 Mark.
- Collins, Wilkie,** Die Frau in Weiß. Dritte billige Auflage. Preis 3 Mark.
- Collins, Wilkie,** Ein tiefes Geheimniß. Zweite Auflage. 6 Mark.
- Emilie Flygare-Carlén,** Schattenbilder. Novellen. 4 Bände. 12 Mark.
- Frenzel, Karl,** Silvia. Roman in 4 Büchern. 12 Mark.
- Heigel, Karl,** Neue Novellen. 2 Bände. 5 Mark.
- Leben, ein edles,** Von der Verfasserin von John Halifax. Zweite Auflage. 1 Band. 4 Mark.
- Mels, A.,** Unsichtbare Mächte. Historischer Roman aus der Gegenwart. Zwei Abtheilungen. 9 Bände. Preis 22 Mark.
- Oliva.** Von der Verfasserin von John Halifax. 3 Bände. 9 Mark.
- Raabe, Wilhelm,** Christoph Prehlin. Eine internationale Liebesgeschichte. Zweite billige Ausgabe. 2 Bände. 4 Mark.
- Raabe, Wilhelm,** Meister Autor, oder die Geschichten vom verfunkenen Garten. Zweite billige Ausgabe. 1 Band. 2 Mark.
- Schlägel, Max von,** Graf Kellan der Rebelle. Roman aus dem ungarischen Tiefstande. 2 Bände. 6 Mark.
- Scherr, Johannes,** Die Pilger der Wildniß. Histor. Novelle. 2 Bände. 9 Mark.
- Scherr, Johannes,** Blätter im Winde. 1 Band. 5 Mark.
- Schwarz, Sophie,** Novellen. Aus dem Schwedischen von E. Jonas. 3 Bände. Preis 9 Mark.
- Schwarz, Sophie,** Das Mädchen von Korsika. Aus dem Schwedischen von E. Jonas. 1 Band. 4 Mark.
- Bacano, E. M.,** Am Wege aufgetrennt. Novelle. 3 Mark.

An unsere Leser!

Mit dem vorliegenden Hefte beginnen die „Neuen Monatshefte“ ihren dritten Jahrgang. Trotz der großen Zahl der deutschen Unterhaltungszeitschriften ist es ihnen in Folge ihrer eigenartigen Bestrebungen vergönnt gewesen, ihre Lebensfähigkeit glänzend zu erproben. Sie werden auch in Zukunft keine Fachzeitschrift sein, sondern ein Unterhaltungsblatt für gebildete Stände, das die Bedürfnisse der Kurzwelt mit den Anforderungen des vornehmen Geschmacks zu vereinigen sucht. Wir verfolgen die Aufgabe, den Literaturgeist unserer Tage einerseits in Original-Beiträgen seiner berufensten Vertreter wiederzuspiegeln und ihn andererseits in unbefangenen Beurtheilungen zu überwachen und zu beeinflussen. Kritische Streifzüge in's gesellschaftliche Leben, das ja den Mutterboden aller literarischen Gestaltungen bildet, sind dabei ebensowenig ausgeschlossen, wie Betrachtungen über die Musik und die bildenden Künste in ihrem Verhältniß zur Literatur. Humor und Satire werden sich zwanglos und niemals aufdringlich hingugesellen.

Den Inhalt der „Neuen Monatshefte“ bilden somit: 1. **Novellen** aus der Feder der hervorragendsten Autoren. — 2. **Luftspiele** aus den Novitäten der Theaterjaison. — 3. **Erzählungen in Versen und Gedichte** in sparsamer Auswahl. — 4. **Essays** über Kunst, Literatur und Gesellschaft. — 5. **Kritische Uebersichten** und Rundblicke. — 6. **Humoristische Plaudereien**.

Die nächsten Hefte enthalten u. A.: Literaturbriefe. Von Johannes Scherr. — Nach dem Tode. Novelle von Marie v. Ebner-Eschenbach. — Zur Charakteristik Feuerbach's. Von Julius Duboc. — Neue Gedichte. Von Hermann Lingg. — Das Butterbrod der Realisten. Plauderei von Sachet-Masoch. — Ein Schimpfexerion. Satirische Skizze von Oscar Blumenthal. — Zwei Gedichte an Freiligrath. Von Emil Rittershaus. — Pariser Theaterbriefe und Probestücken. Von Gottlieb Ritter. — Stumme Liebe. Erzählung eines Verstorbenen. Ritgetheit von August Becker. — Skizzen von P. R. Kofegger und Ada Christen.

Abonnementspreis: Pro Quartal 3 Mark.

Die Redaktion:
Dr. Oscar Blumenthal.

Die Verlagsbandlung:
Ernst Julius Günther.